

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 31 (1949)
Heft: 34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Inseraten-Annahme: August Ditt, Verlag, Stadthofstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Postfach-Konto VIII 12433

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 2 22 52, Postfach-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einpaltige Mittelzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Restland: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. / Schriftgröße 60 Rp. / keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate - Inseratenabschluss Montag abends

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Zum Aufruf zu einem zweiten Fleischstreit

Im Schweizer Frauenblatt Nr. 31 vom 5. August werden Maßnahmen des Bundes, insbesondere die Förderung des Schweineexports nach Deutschland kritisiert und furchtbar zu einem zweiten Fleischstreit aufgerufen. Dabei ist der Ton gegen die Landwirtschaft mehr als unfreundlich. Die Ausführungen zeigen aber von mangelnder Sachkenntnis und geben ein verzerrtes Bild der tatsächlichen Gegebenheiten wieder. Umso mehr muß die unbefonnene Streifenforderung bekräftigt werden.

Überall, wo man die Lebensmittelpreise hoch findet, wird die Landwirtschaft dafür verantwortlich gemacht und es wird gegen sie Sturm gelaufen. Es wäre vielleicht auch einmal eine Aufgabe der Konsumentinnen, auszurechnen, welches die Margen zwischen Produzenten- und Konsumentenpreisen sind, und ob vorhandene Rückgänge der Produzentenpreise ebenfalls in den Konsumentenpreisen gebührend zum Ausdruck gebracht werden. Für viele Erzeugnisse, insbesondere für Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, Eier und zum Teil auch Obst sind die Produzentenpreise bereits beträchtlich gesunken. Wenn der Konsument davon nichts oder wenig gespürt hat, ist das nicht die Schuld der Landwirtschaft. Die Konsumenten lassen es ruhig geschehen oder verlangen sogar, daß der Markt mit fremder Ware überfüllt wird. Sie wollen ja das teure Fleisch und Obst aus dem Ausland. Was unsere bedeutend billigeren Erzeugnisse auf den Markt kommen, ist man bereits überflüssig und will lieber wieder etwas Neues. Auf solche Weise wird mitgeholfen, daß ganze Mengen inländischer Produkte überhaupt unverkäuflich werden. Ob diese Leute wohl daran denken, welchen Schaden sie der Landwirtschaft zufügen. Welche Produktionszweige sind für den Bauern nachgerade zu Verlustgästen geworden.

Der Bauer hat Anspruch auf einen angemessenen Erlös aus seinen Produkten, der sein Einkommen darstellt, genau wie jeder Arbeiter, Angestellter oder Beamte auf seinen Lohn, und er sollte so sein, daß er seinen Verpflichtungen nachkommen kann. Alle Produktionsmittel, wie zum Beispiel die Maschinen, Geräte, Dünger, Schädlingsbekämpfungsmittel usw., sind sehr hoch im Preis. Die Löhne für familienfremde Arbeitskräfte sind in den letzten Jahren zum Teil um das Mehrfache gestiegen, von den Handwerkerlöhnen nicht zu reden. Gebäude und Einrichtungen müssen unterhalten werden. Die Familie benötigt Kleider und andere Bedarfsartikel, für die der Bauer die genau gleichen, wenn nicht auf dem Lande vielfach noch höheren Preise bezahlen muß wie der Städter. Auch der Bauer muß Steuern bezahlen und oft hat er dazu noch schwere Hypothekenslasten zu tragen. Unser ganzes Lohn-Preis-Niveau ist hoch. Wie soll der Bauer unter diesen Umständen billig produzieren können? Die Landwirtschaft hat nichts gegen eine gesunde Rückbildung der Preise, aber dann auf der ganzen Linie und nicht nur bei den landwirtschaftlichen Produkten. Sie hat ihr Interesse ja nicht an einem absolut hohen Preis, sondern an einem gerechten Ein-

kommen. Die Landwirtschaft verlangt in ihren Forderungen keine überhöhten Preise. Sie verlangt nur soviel, um ein anständiges Auskommen finden zu können. Und daß die persönlichen Ansprüche der Bauerfamilie bescheidener sind als diejenigen eines Großkaufmanns der städtischen Bevölkerung muß wohl nicht besonders betont werden, denke man nur zum Beispiel an Kleider, Vergnügen, Wohntomfort usw. Nun zu den im Schweizer Frauenblatt kritisierten Maßnahmen des Bundes: Leider trifft es zu, daß die Gebührentaxe im Wallis wesentlich geringer ausfiel als vorgesehene Lieferungen von gangbarer Ware nicht ganz vermeidet werden, obwohl sich die Ernte infolge der unglücklichen Witterung anders gestaltete als vorauszuhaben war. Den schwersten Verlust erlitten bei der ganzen Angelegenheit ja sicher die Erdbeerproduzenten selber, die auf den Erlös angewiesen sind.

Die Situation auf dem Schweinefleischmarkt ist unerfreulich. Dem schon seit längerer Zeit anwandelnden Lieferangebot an Schweinen stehen Verwertungs-schwierigkeiten gegenüber. Dieser Überfluß ist jedoch keinesfalls, wie behauptet wird, auf die Mehrerzeugung zurückzuführen. Die wahren Gründe dafür sind: Erstens die Verwertung der letztjährigen Kartoffelernte, die notwendigerweise die Schweineimporte, die im letzten Herbst und Winter, als die Nachfrage nach Fleischfleisch nicht mit inländischer Ware gedeckt werden konnte, notwendig waren und dann infolge der Notwendigkeit des Bezuges aus Übersee und der damit verbundenen langen Dauer des Transportes zum Teil erst eintreffen, als wir mit Schweinen längst mehr als ausreichend versorgt waren. Drittens der praktisch unbegrenzte Salamimport, der die inländische Salamifabrikation nahezu lahm legt. Und viertens auch noch die Abkehr der Konsumenten von Schweinefleisch und Fettspeck. Diese Faktoren hätten durch vernünftige Haltung der Konsumenten gemindert werden können, und es wäre nie zu einem solchen Lieferangebot an Schweinen gekommen.

Zur notwendigen Entlastung des Marktes hat 2. November 1948 über die Sicherstellung der Landesversorgung mit Fleisch, Fleischprodukten und tierischen Fetten gegründete Genossenschaft für Schlachtvieh- und Fleischverwertung, die übrigens sowohl zu Gunsten der Konsumenten wie der Produzenten geschaffen wurde, bis Ende Juni dieses Jahres 23 000 normalgewichtige Schweine einlagerte. Erst als sich diese Maßnahme als zu wenig durchschlagend erwies, wurde zum Export nach Deutschland geschritten. Es muß hier mit aller Deutlichkeit festgehalten werden, daß diese Schweine

nach Deutschland nicht billiger verkauft wurden, als der Produzent sie auch für die inländische Verwertung hätte abgeben müssen. Da aber aus andern Ländern, wo mit ganz andern Produktionsbedingungen gerechnet werden kann, billigere Offerten vorlag, war ein Vertrag zur Regelung der Verwertungs- und Transportkosten annehmbar erforderlich.

Nach den Ausführungen des Schweizer Frauenblattes hat man den Eindruck, als ob die Exportförderung etwas ganz Unvorstellbares sei, von der nur die Landwirtschaft den Nutzen ziehe. Dabei weiß man, daß die gesamten Auszahlungen des Bundes unter dem Titel Exportgarantie Ende 1948 und 12 Millionen betragen, und nach kürzlichen Meldungen der Presse sollen zur Zeit weitere Millionen für diesen Zweck mobilisiert werden. Wir kritisieren die Riesenmengen, die die Schutzmaßnahmen des Bundes für die Industrie ausmachen, nicht, aber man dürfte billigerweise erwarten, daß gleiches Recht für alle gilt.

Genau ist das Fleisch bei uns immer noch sehr teuer. Die Produzentenpreise sanken jedoch mit fleißigem Angebot und haben nun mit Fr. 3.— je kilo Lebensgewicht für leichte Fleischschneide und mit Fr. 2.65 für Fleischschneide ihren vorläufigen Tiefstand erreicht. Der durchschnittliche Produzentenpreis wurde im Vorjahr vom Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement entsprechend den Produktionskosten auf Fr. 3.75, mit einer Schwankungsbreite von 25 Rappen nach unten und nach oben, festgelegt. Da die Produktionskosten erst in letzter Zeit etwas zu sinken beginnen (allerdings zu Zeiten der Schweinejücker, durch billigere Ferkel- und Felleischpreise), haben die Schweinezüchter in den letzten Monaten große finanzielle Einbußen erlitten. Wer die Margen zwischen Produzenten- und Konsumentenpreisen ausrechnet muß zugeben, daß nicht die Landwirtschaft für die hohen Fleischpreise verantwortlich gemacht werden kann. Die Metzger erklären zwar dazu, daß sie bei dem rapiden Preisabschlag auf Fett und bei den

Mitteilung der Redaktion

Die heutige Nummer haben wir den Entgegnungen auf unsere Artikel betreffend Schweineausfuhr vom 5. August zur Verfügung gestellt. In der folgenden Nummer werden wir reaktionell die ganze Diskussion zusammenfassen, möchten aber heute zur Aufklärung und Beruhigung erklären, daß die Redaktion für die Verantwortung für diesen Artikel selber trägt, gerne trägt, da er eine höchst notwendige und längst fällige Diskussion in Fluß gebracht hat.

Die Genossenschaft Schweizer Frauenvereine ist eine selbständige politische und funktionell unabhängige U.nernehmung der Schweizerischen Frauenbewegung, geschaffen aus der Notwendigkeit heraus eine eigene, freie, unabhängige Stimme und Plattform zu offener Diskussion zu haben, wie sie uns sonst nirgends zur Verfügung steht. In unserer Weise ist sich unser Organ von jeder der freien Diskussion zur Verfügung gestellt, auch da, wo die Meinungen hart auseinander gegangen sind, was immerhin nicht heißen darf, daß die geistige Grundhaltung eine schwankende sein darf.

Die Genossenschaft Schweizer Frauenblatt dient dem BSF als Publikationsorgan, so gut wie zahlreichen anderen Organisationen, ohne selber Mitglied des Bundes zu sein. Sowie heute zur Klärung über unsere Stellung zum Bund, der mit der Stellungnahme der Redaktion zum ganzen Problem absolut nichts zu tun hat.

erheblichen Schwierigkeiten in der Verwertung von Schweinefleisch und Fettspeck nicht in der Lage seien, den Rückgang der Produzentenpreise in genügender Weise Rechnung zu tragen. Je mehr diese Produkte abgelehnt werden, desto mehr wird dadurch der Fleischpreis belastet.

Mit diesen Ausführungen wollen wir in keiner Weise einen Graben zwischen Stadt und Land aufreißen, oder einen schon bestehenden erweitern. Wir begreifen, wir hoffen, daß sie dazu beitragen mögen, daß eines dem andern den notwendigen Lebensraum gewährt.

Schweizerischer Landfrauenverband

Zum Schweine-Export

Ich möchte als Hausfrau zu dem Artikel in Nr. 31 und dem Protest aus Bauernkreisen in Nr. 32 Ihres Blattes Stellung nehmen.

Der Artikel von Frau E. St. ist in jeder Beziehung richtig, und ihr Aufruf „auf in den 2. Fleischstreit“ nur die Folge der Politik von Bundesbehörden, Verbänden und Genossenschaften.

Zum Artikel aus Bauernkreisen ist zu sagen:

1. Niemand hat den Schweineexport an sich kritisiert, sondern den Bundeszuschuß aus unseren Steuergebern.

2. Es sind kaum den Hausfrauen die Schweine zu fett, es sind vielmehr die fetten Preise, die uns lästern.

Frage, warum werden so viele Fettschweine gemäht, wenn doch erwiesen ist, daß sie schlechtesten Abfall haben?

3. Es wäre interessant zu wissen, warum ein Bundeszuschuß ausgedrückt wurde, wenn doch, wie im Artikel geschrieben steht, die Bauern das nötige Geld selber zusammengetragen haben?

Genau waren wir Frauen für das Stabilisierungsabkommen trotz der strengen Ungerechtigkeit in Sachen Mietpreiskontrolle, gewiß haben auch die Kartoffeln und z. T. das Fleisch etwas abgedrückt, die Eier hingegen (und andere Dinge) bereits zweimal wieder aufgehoben. Wir Frauen leben eben auch Zeitungen, und sehen darin manche gewundene Erklärung von verschiedenen Seiten her, auch wir machen uns unsere Gedanken über die „Gerechtigkeits“ die so unglücklich verteilt wird.

Schließlich frage mich, wo Fleisch die neue Aufgabe der Konsumenten-Organisation? Hat sie nichts zu bemerken, daß für das Ausland, nicht für die Schweizer Familie, Bundesbesitzer für Fleisch gewährt werden, daß wir trotz billiger Einfuhren, hohe Preise für Lebensmittel bezahlen müssen? Wo auch bleiben die Hausfrauen, wo die Männer, die ja das Geld für all diese teuren Nahrungsmittel verdienen müssen? Was nicht bei hoher Lohn, wenn die Preise so hoch sind.

Ein Bräutchen allen mutigen Menschen, die immer einmal wagen, den Finger auf so unerfreuliche Dinge zu legen, und so doch mancher Hausfrau die Augen

Eins und Alles

Im Grenzlosen sich zu finden, Wird gern der Einzelne verschwinden, Da löst sich aller Leberdrüß; Statt heißem Wünschen, wüßtem Wollen, Statt läst'gen Forderungen, strengem Sollen, Sich aufzugeben ist Genuß.

Neissele, komm, uns zu durchdringen! Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen! Wird unter Kräfte Hocherhubt, Teilnehmend führen gute Geister Gelinde leitend, höchste Meister, Zu dem, der alles schafft und lehrt.

Und unzufrieden das Geschaffne, Damit sich's nicht zum Starren waffne, Wirt's ewiges, lebendiges Tun, Und was nicht war, nun will es werden: Zu reinen Sonnen, farbigen Erden; In keinem Falle darf es ruhen.

Es soll sich regen, schaffen handeln, Erst sich gelassen, dann verwandeln! Nur Kleinart steht's Momente still, Das Ewig regt sich fort in allen; Denn alles muß in Nichts zerfall'n, Dann es im Sein beharren will.

Goethe

Spruchweisheit, Gott und Welt.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten

Von Helene Böhm

Im alten Ködchen zu Weimar

Im Ködchen bei Weimar, da hat vor Zeiten ein Dorf gestanden; jetzt ist es ein einjames niedriges Gehöfz von etlichen hohen Eichen und Buchen, Wärdn und Erlen überragt; das sieht sich, sonst ansehnlich, bis zu den weiten, schönen Büscheln hin auf dem langgestreckten Hüden des Ebersberges, dem Wahrzeichen der guten Stadt Weimar.

Das Dorf ist längst vergesslen und verunten, ein Bruckertrag hat es vom Heimatboden weggeführt, wie so manches andere Dorf und Städtchen, von denen Desein kein Mensch mehr weiß.

Aber einst hat es gestanden und geblüht, das Dörflin Köda bei Weimar, und Doktor Faust, der Wundermann, soll, so erzählt man sich, in Köda geboren sein, also so nahe dem Orte, wo er in großer Verklärung für ewige Dauer auferstehen sollte.

Im Ködchen steht ein Wirtshaus und danor, unter jungen Bäumen, einige grau verwitterte Bänke.

Auch dieses Wirtshaus hat jetzt etwas Melancholisches, Dreinamtes und Bewahrlostes.

Nach zu Anfang unres Jahrhunderts zogen die Weimaraner gern hinaus zum Ködchen, da gab es Feste über Feste dort.

Was über am Sonntag der eine oder andre kleine Bürgermann mit Weid und Kind gelangweilt sein Seidel lautes Bier trinkt und vorzüglich sich dazu auf die alten morschen Bänke setzt, da war früher ein reges, warmes, heiteres Leben.

Und gerade diese heimlichen Keller sind es, über denen lo eine weiche Stimmung liegt — ein Mollton, was es über alten vergesslen Gärten zu klingen scheint, die von der jetzigen Generation nicht mehr heimgeleht werden.

Das waren die Keller der Empireremischen und deren Vorfahren; da haben sie sich harmlos wohlgeföhlt, dahin sind sie gezogen, um glücklich und lustig zu sein.

Und wenn jetzt unter den Weimarern noch lo ein verpöhrter Kumpen festes sollte her die Blutwollen der Leute Anfang dieses Jahrhunderts und Ende des vorigen unermüht ererbt hat, lo ein Abkömmling, der sich in seiner Zeit nicht heimlich fühlt, lo ein Trümer, der sich jetzt etwas lehnt, was er nicht kannte, der wird einjam alte, vergessene Wege gehen, die einst leine lustigen Vorfahren so gern wanderten, nach Trübdorf, nach Süßenborn zum Felleisen, nach Nore, Zauwach und auch zum Ködchen. Und überall wird er alte müde Bänke finden.

Unter dem Hausrat der vergesslen Wirtshäuser werden hier und da noch fleißig uralte Tischen sein, die Empiriele juristisch sind. Und er wird aus lo einem Tischen mit Wehmüt trinten und sich nach Menschen, die er nie kannte, wie nach guten Kameraden sehnen. Er wird hier und da in diesen Nestern noch auf ein altes Gartenhaus stoßen, auf einen morschen, gemütsgrün gerichtigen Fenerbläser, und alles wird ihm so Berzen sprechen. Aber es ist wenig, was juristisches ist — und wir verstehen es nicht mehr.

Und noch uns, daß wir es nicht verstehen — denn verstanden wir's, würde es uns fehlen auf Schritt und Tritt, das heimliche, leutenwüßige Behagen der Alten, ihr harmloses Lebensgenuß.

Eine andre Zeit geht über die Erde hin — eine ganz andre Zeit; allmählich zerfallen und verschwinden die Keller mit den gemütsgrün gerichtigen Fenerbläsern, den rofa Mauern, den alten Gärten, wo sich unse Vorfahren einst des Lebens gefreut.

Oben im Ködchen war einst das Haus schmuck und lauber — ganz wie es sein mußte, und ein bemoeses Dach deckte die rofa Mauern — und wo jetzt rings ums Haus flüßiger leuchter Regen ist und Süßwind wächst und ein paar Süßner trüblich gaderen, war ein Garten, ein ganz wunderlicher; Kefeda und Flor und Centifolien und Pfingstrosen, Ritterporz und Madrotten, Verbänen und Kapuzinertelle, Obstbäume, von denen noch ein paar wenige uralte Krüppel vor etlichen Jahren standen, Beerensträucher und Himbeerbeeren und alles flüßig durcheinander und laußige ländliche Lauben.

ihnen. Wir Hausfrauen danken ihnen und hoffen gerne, daß auch unsere Landesfürsten einmal merken, daß ihre Rechtigkeit einzelnen Volksgliedern gegenüber, und ihre Stärkigkeit in anderen Belangen, nicht dazu angetan sind, das Vertrauen in sie zu fördern. Aber auch die Verbände sind nicht beraten, wenn sie glauben, daß wir Frauen, die wir uns ja nicht mit dem Stimmzettel in der Hand wehren können, alles schluden, Wohlverhalten, wir sind alle dafür, daß der Produzent einen gerech-

ten Preis und Lohn für seine Arbeit erhält, für sich aber nicht dafür, daß wir mit unieren Steuergebern (sowohl, denn auch wir Frauen zahlen Steuern) dem Ausland billiges Schweinefleisch vermitteln helfen. Vom Doh, das wir teuer bezahlen müssen, und erst noch zu wenig bekommen, gar nicht zu reden.

Finnland und seine Frauen

Von Clara Meß

Trotz allem, was bereits erreicht worden ist, sind natürlich die schweren Kriegsfolgen noch keineswegs alle behoben. Da sind die Kriegesklüden, die zwar gemindert aber nicht abgekehrt sind, die ungleiche Zeugung, die die Talsache, daß die Nationierung zum größten Teil aufgehoben und in den Väden wieder alles erfüllt ist, infultorisch macht, die Entwertung der Finnmark, die Exportwertigkeiten usw. Der Schmerz um diejenigen, die Leben und Gesundheit der Heimat bergebracht haben, ist noch nicht überwunden, und wenn auch mit diesem Wort daran gerührt wird, so ist doch der aufwallende Ernst, der auf den Gestirten der meisten Frauen liegt, die oft verströmten Jüge der älteren unter ihnen, der Ausbruch isperiten durchgemachten Lebens in so manchen Augenpaaren ein herber Beweis.

Aber der Finne ist gewohnt, hlaglos zu tragen, was ihm auferlegt ist und mit unerhittlicher Geduld wieder von vorn anzufangen, wenn ihm alles genommen wurde. Wer die finnische Geislichkeit nachsieht, begreift, daß das Schicksal dieses kleinen tapfern Volkes, dieses Kampfbates, der von mächtigen Nachbarn bedrängt, stets um Freiheit und Unabhängigkeit ringen mußte, sich im Lauf der Jahrhunderte auf die Gewohnheit seiner Wäpge ausrichtete. Es findet seinen Widerhall in seinem ganzen Wesen, in seiner Intelligenz, seiner Gelassenheit und Schwermelankheit und vor allem auch in seinem Lied. Die alten und älteren finnischen Volkslieder wurden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Elias Lönnrot ausgegraben und gesammelt, sie werden überall gesungen und noch um eigentlichen Nationaleros des finnischen Volkes geworden. Aus den ersten meist in Moll gehaltenen Weisen klingt eine gewisse Neigung zu Schwermut und Resignation.

Finlands Temperaments waren von jeher die Karierten. Sie besaßen nicht die Sonnenstrahlen Finnlands, den weitaus truchbarten Nordlichter, der das Hinterland mit dem Ertrag feiner Kulturen versorgte. Aber nun haben sie diese ihnen angekommene Heimat nicht mehr. Alle haben sie Gab und Gut zurückgelassen, als der neue Grenzstrich gezogen wurde und sind zu ihren Volksgenossen zurückgekehrt. Nicht einer ist zurückgeblieben um materielle Vorteile zu holen. Die 500 000 farielichen Flüchtlinge haben heute zu 80 Prozent wieder ihren ertigen Wohnsitz. Es war dies wohl kein unaufraches Problem, indem das Land je nur schwach bevölkert ist und noch unerschlossen, wenn auch viel unfruchtbarer, lumpyigen Boden enthält. Dabei wurde darauf Bedacht genommen, daß die Glieder einer Gemeinde im gleichen Besitz angeordnet wurden, um auch am neuen Ort ihr altes Gemeinwesen wieder aufbauen zu können. Das trotz der engen Verbundenheit aller Finnen in ihrer Treue zur Heimat, die alles andere in den Hintergrund stellt, die Karelier das Heimweh nach der wärmeren Sonne und dem blaueren Himmel Kareliens noch nicht überwunden haben, ist begreiflich. Aber auch das spürte man gar zu deutlich in den Wäerten, denn nach der zahlreichen Kareliern, mit denen wir zumantamten, wurde nur das Kostlose bestont, das Glück, wieder ein Zuhause zu haben.

Am übrigen formt je auch die Landhaftigkeit den Menschen: die Stille der unendlichen Wälder, die Tausenden von Seen mit ihren dunklen ruhigen Wätern, die lange Nacht des Winters, das es im Süden nur kurze Zeit und im Norden überhaupt nicht hell wird, die grauliche Kälte, die die Fröhliche jahrelanger Arbeit vernichten kann, wirken sich aus. So sind z. B. vor zehn Jahren 1930/40, alle Wälder erstoren, aber dann kann es vorkommen, daß der Frost eintritt und die Ernte vernichtet, bevor sie eingebracht wer-

den kann. Nicht nur alle Finnenfremden zu, sondern sogar das Meer erfährt kilometerweit um die ganze Küste herum unter einem Eispanzer, so daß das Land in wüßiger Abgeiseltigkeit von aller Welt dataget. Nur der hübschste Hafen Hango kann durch Eisbrecher schiffbar gehalten werden.

Für uns Schweizer wurde allerdings die herbe Schönheit, die stille Größe, die Weite und Unendlichkeit dieses nordischen Landes zum beglückenden Erlebnis. Zudem war es ja die Zeit der weißen Nächte. Schon die Fahrt von Stockholm nach Helsinki ist voll seltsamen Zaubers, wenn das Schiff in gewölbener Bahn sich seinen Weg lacht zwischen den schwedischen Schären und durch das Gemirke der Inseln hindurch. Alle sind sie von klaren Formen und Umfängen, wie ein schlancker Elefant tritt die eine, wie ein schlankes Seesäugetier die andere, bald beschreiben sie aus nadtem rötlichen Gestein oder dann hell mit Kliefen und Legfähen bewachsen. Kleine Leuchtarme blinten auf, Seevögel erheben sich freiziehend von den glattgewaschenen Felsen und da und dort zieht ein Fischer seine Netze aus den spielenden Wellen. Wie eine fata Morgana tauchen dann hülliglich in der Ferne die weißen Umrisse von Helsinki auf, übertragt von den Kuppeln und Türmen leuchtender Kirchen. Der Küste vorgelagert sind viele Festungen, deren größte, Suomenlinna, auf 7 Inseln aufgebaut ist und um die Mitte des 18. Jahrhunderts zum Schutze der Hauptstadt errichtet wurde. Die Umfassung von Helsinki in seiner heutigen Struktur gehen auf die Zeit nach dem großen Brande von 1808 zurück. 1912 wurde es Regierungssitz und von da an blühte es rasch auf. Es ist eine Stadt der Arbeit, die Hausfrauen hoch, hoch, sachlich, meist ohne jeden Heirat, eine gesunde Stadt mit breiten

Strassen, Bäumen, Alleen, Parkanlagen und vielen Spielplätzen. Die Unendlichkeit des Raums, die uns Schweizer, die wir in engen Grenzen so nah beheimaten wohnen, am ganzen finnischen Land so beeindruckt, gibt auch der Hauptstadt das Gepräge. Alles ist weit und groß, Parlaments- und andere öffentliche Gebäude, Kirchen, Bahnhof und Post sind alles monumentale Bauten mit riesigen Innenräumen und weiten freien Plätzen davor. Demgemäß sind auch alle Statuen und Plastiken, die diese öffentlichen Plätze säumen, unklar über Lebensgröße.

Finnland hat aber nicht nur Raum für die Menschen, sondern auch für die Natur. In der Zeit nach dem Weltkrieg haben sich die Menschenleben und Nebenablichtungen abgehoben, sondern Zeit haben, sich zu befinden auf das, was wesentlich ist im Menschenleben.

Finnland hat aber nicht nur Raum für die Menschen, sondern auch für die Natur. In der Zeit nach dem Weltkrieg haben sich die Menschenleben und Nebenablichtungen abgehoben, sondern Zeit haben, sich zu befinden auf das, was wesentlich ist im Menschenleben.

Einziges Kind und Sport

Nichtig aufgeregter Sport fällt nicht nur die Mästen und weitet den Brustkorb, sondern hilft auch der Charakter bilden. Sport zweidmässig in die Erziehung einzuordnen, ist darum eine wichtige Aufgabe.

Er ist vor allem ein ausgezeichnetes Mittel, das „einziges Kind“ einer Gemeinschaft, einer Gruppe einzufügen. Die Sportarten, bei denen Bartei gegen Bartei kämpft, eine Schachpartie, Wettrennen, sind das glänzendste Beispiel. Hier hat keine persönliche Fähigkeit die Quantität einer Spielgruppe, ohne daß es persönlich in den Mittelpunkt rückt. Es lernt ein Kind hinter seiner Leistung verdämmen, es ansonst man vollbringen. Auch die Wechseltätigkeit, die manchem einzigen Kind anezogen worden ist, verliert sich, sobald es an einer Sportgemeinschaft beteiligt ist. Dies ist ein erst einmal wichtiger geworden, ein Ziel zu erreichen, etwa ein Tor zu verteidigen, als eines gesunden Kindes zu achten, so ist der erste verdammende Schritt aus dem Bannkreis des Wärtstübens getan, in den fallische häusliche Erziehung es nur zu leicht zieht.

richtig aufgelegter Sport fällt nicht nur die Mästen und weitet den Brustkorb, sondern hilft auch der Charakter bilden. Sport zweidmässig in die Erziehung einzuordnen, ist darum eine wichtige Aufgabe.

Schneller als jeder Schul- und Unterrichtsgemeinschaft geht es dem Sport, das einzige Kind umzuwandeln. Er führt es zur Selbstsucht, die ihm aber nicht von außen durch einen Erwachsenen aufgezwungen wird, sondern die einfach unerzählich ist, sobald es mitmachen will. Und mittun will das instintive junge Kind, ringende das es sich vor eigener Leistung so wenig brühen wie beim Sport; da gibt es keine Klaffe wie bei Schularbeiten, den Sprung auf dem Sportplatz muß es allein machen.

Körperlich kommt dem Kind jede Körperübung zugute, die es für sich betreibt; es kann ja auch allein schwimmen, Ball spielen, schlittern, eislaufen, teilspringen u. dgl. Gerade dem einzigen Kind aber bringt der Sport in Gemeinschaft besondere Gewinn. Er lernt es aus der Vereinarbeitung und aus der Launenhaftigkeit. Es kann sich nicht auslachen, weichen, sich zu ernähmen will. Im Laufe des beim Schachball hat es auf seinem Platz auszuhalten, gleichgültig, ob er ihm paßt oder nicht. Es darf nicht aufhören, wenn es gerade einen Augenblick seine Luft wech hat, mitzumachen. Es ist eingepaart in eine Gemeinschaft und lernt, einmal nicht alles auf sich und seine Wünsche zu beziehen, sobald es im späteren Leben taun mehr benachteiligt ist gegen geschwisterliche Kinder, die das alles in der Familie schon lernen können. Es ist auch charakterlich für das Leben gleichmäßig gerüstet — ein Verdienst des Sports, das oftmals übersehen wird!

Aus „Mia-Maggeber“

Politisches und Anderes

Subventionstürzungen?

Der Bundesrat hat vor, die jährlichen Subventionen für berufliches und hauswirtschaftliches Bildungswesen für das Schuljahr 1954 zu kürzen. 1948 wurden 9,5 Millionen, 1949 aber 14 Millionen dafür bestimmt, nun will man auf 12 Millionen zurückgehen. Eingepart werden: an den Handelsmittelschulen 22 000 Fr., den Hochschul-Anstalten 185 000 Fr., den Stenographenschulen 15 000 Fr., an Aufseherinnen und Fürsorgeanstalten 350 000 Fr. Der größte Einparungsbetrag aber ist mit 880 000 Fr. an dem hauswirtschaftlichen Unterricht auf der Volkshochschule vorgesehen. Kantone und Gemeinden — so meint man in Bern — sollen nun das übrige tun, nachdem der Bund durch seine Subventionen den Weg gebemt. Als obligatorisch wurden diese hauswirtschaftlichen Kurse nur in 12 Kantonen ertlärt. Die Kantone haben sich bis Ende September dazu auszusprechen. Man wird in Frauenkreisen zulehen müssen, daß diese Sparmaßnahmen nicht als Grund zum Abbau benutzt werden.

Um die Bundesfinanzreform

Die Woche tagt in Bern eine Einigungs-Konferenz, die als „letzte Versuch“ es zu unternehmen hat, die zwischen National- und Ständerat bestehenden Differenzen zur Bundesfinanzreform zu bereinigen. Bekanntlich hat der Bundesrat einen Antrag zur Verbesserung der Bundesfinanzreform, aber die Bundesversammlung als entscheidende Körperlichkeit ausgeschaltet, eine Lösung, welche alle Parteien als nicht demokratisch ablehnten.

Sommer ohne die Frauen!

Im Zürcher Kantonsrat hat die Beratung des neuen Schulgesetzes begonnen, das in 54 Sitzungen von der vorbereitenden Kommission durchberaten worden ist. Mit 125 gegen 8 Stimmen wurde entschieden auf die Detailberatung beschließen. Da ein Schulgesetz notwendig ist, das Frauen angeht, haben sie durch Eingehen ausführlich Stellung zum Gesetzesentwurf genommen. Doch wie unzufrieden mutet es nachgerade an, daß weder im Rate noch in der Kommission Frauen mitarbeiten können; daß immer nur der mühsame und wenig erfolgreiche indirekte Weg beschritten werden kann, statt daß am grünen Tisch Mann und Frau zusammen das neue nötige Gesetz bauen könnten.

Totale Kürtzerge

Frau Byron, die Gattin des argentinischen Staatspräsidenten, hat ein großes soziales Hilfswerk eingeleitet. Die argentinische Deputiertenkammer hat diesem jedoch einen einmaligen Staatsbeitrag von nicht weniger als 70 Millionen Pesetas zugestimmt (Grundstücke sollen erworben, Bauten ausgeführt werden). Die Opposition machte geltend, daß altemährliche private Hilfswerke, die früher subventioniert waren, nicht mehr bestehen können und daß Frau Byrons Werk politisch-propagandistischer Einfluß habe. Doch ihnen wurde von den Schwedern der Versicherung bedeutet, daß die Konzentration des Wohlstandes in einer Hand durchaus winnigbar sei und die andern sich zu entschließen können... Man erinnert sich, aus dem Dritten Reich früher sehr ähnliches vernommen zu haben.

Die allgemeine Wehrpflicht

ist im Staate Israel eingeführt worden. Alle Bürger zwischen 18 und 26 Jahren müssen zwei Jahre Militärdienst tun, das erste Jahr mit landwirtschaftlicher Arbeit in den bestellten Grenzgebieten, das zweite Jahr rein militärisch. Ob auch die Frauen herangezogen werden und in welcher Art, ist uns nicht bekannt.

Wann kommen sie zurück?

Einer Auszage des österreichischen Innenministeriums zufolge, sollen noch immer 10 000 österreichische Soldaten und 1000 österreichische Sanitätseinheiten in russischer Kriegsgefangenschaft sein. Die Frauen seien zur Arbeit in Kohlenbergwerken eingesetzt worden.

Margaret Mitchell †

In Atlanta (Georgia) ist die Verfasserin des weltberühmten Romanes „Gone with the Wind“ infolge eines Anfalles, erst 49jährig, gestorben. Einem Unfall zufolge ist sie Schriftstellerin geworden; sie konnte drei Jahre lang das Zimmer nicht verlassen und verbrachte in dieser Zeit der Zurückgezogenheit ihr auf großen Studien beruhendes Buch. Zu weiterer Schriftstellerischen Schaffen kam sie nicht, da die Bekämpfung der vielen Auflagen und Übersetzungen (im USA. allein wurden 4 Millionen des Buches verkauft) ihr ständig zu tun gab. E. B.

Es ist besser eine Versicherung zu haben als eine nicht zu brauchen.
ZÜRICH

Auf dem einsamen Saule lag von alters her ein Schanztrock, das der damalige Förster zu seinem und der Weimaraner Frauen vortrefflich auszuüben verstand. Eigentlich war es die Frau Försterin, der diese Ehre gebührte, Haus und Hof so wohl insand zu halten und es den Gästen bequäglich zu machen, vorzüglich zu braten und zu baden, der Försterin und den Töchtern; der Alte kümmerte sich nicht groß darum, der hatte im Eitersberg sein Meier, das ihm Arbeit genug brachte, so daß er den ganzen Tag auf den Weiden war.

Was aber mehr als die Rechtlichkeit des Alten jag, und ebenso wie die guten Werte der Försterin, wie der Raffee und die Kräppl und das selbst eingelegte und zu Zeiten auch selbst gebrauchte Bier und die letzten Schinkenbrote und was es sonst noch gab, das waren die Kinder des Försters, die drei Mädchen.

Der Förster, der an seinen Mädchen mit einer Liebe hing, wie nur große, barmhertige Menschen es was Janges, Hübsches, Fierliches zu lieben verstehen, hatte seine Töchter, die Ludowiken hieß, mit dem Kolonnenamt Schlimpimperlein umgetauft und benannte, ein dunkeläugiges hübsches Mädchen, das nach der Mutter geartet war und tapfer mitzuredete, rief er Kutsherwald und die Letzte, die schon verheiratet war, hatte er ihr Heirat nicht anders als Schmirantel genannt.

Und niemals rief er seine Töchter anders, als mit dem Namen, die er ihnen selbst gegeben. Von ihrer Kindheit an hatte er nicht leiden können, wenn irgendetwas an ihnen nicht lauber war. Sie hätten sich dem Vater nicht in einem besetzten Kleide, einer schmutzigen Schürze oder mit wirrem Haar zeigen dürfen, so konnte er ganz außer sich geraten, wenn er dergleichen an ihnen bemerkte.

Die allerliebste war ihm, wie das fast immer der Fall ist, die Ängstliche, das Schlimpimperlein. Das war ein dunkelblondes Mädchen, mit weißer Haut, einem weichen Gesichtsd, hellbraunen Augen und wie aus dem Ei geschält. Sie war ein hübsches feines Kind und wie mit einemmal ein blühenjunges vollkommenes Weibchen geworden, mit aller Klugheit und dem Selbstbewuß-

sein solch eines schönen Gesichtspübens. Der große hübschmütige Vater hing an diesem Mädchen mit einer fast demütigen Färtlichkeit.

„Die hat mir keine trübe Stunde gemacht und ihrer Mutter auch nicht. Die ist so ruhig und wohlgeföhlet schon auf die Welt gekommen, nicht wahr, Alte?“ jagte er wohl zu seiner Frau — „die war da, man wüßte nicht wie.“

Die Försterin mochte es wohl schon wissen, aber sie nicht immer dazu, wenn ihr Mann das Schlimpimperlein so lobte.

Es war zur Welt gekommen, als der Förster im Eitersberg beim Holzschlag war — und als er abends heimkam, sagten Mutter und Frau und jüngsten ganz nachgehut. Das hat er dem Schlimpimperlein nie vergelten können.

„Als seine beiden Kestehen geboren wurden, das war ich ihnen jedesmal, verflucht nahe gegangen“, wie er jagte.

Schlimpimperlein aber hatte ihm diese, wie er sie nannte, „gottverdammten Stunden“ erpart.

Aber eine „gottverdammte Stunde“ hatte ihm die Letzte auch noch eingebracht, das war — als die Mutter zu ihrem Aln eintrat, der gerade sein Nachmittagsbüschen gehalten hatte, und jagte: „Du, bei uns trüben ich der junge Adjunkt; mit mir hat er schon gesprochen — er will nun zu dir.“

„Was will er denn?“ brummte er verchloffen in den Bart.

„Was ist ein hüßiges, halb in Verlegenheit, halb überdeng rütten. Er fand aber wie ein Eißbaum.“ „Du weißt's ja, Alter — der Adjunkt — tu doch nicht so!“

Aber der alte rührte sich nicht. „Ach weiß gar nichts“, brummte er.

„Du mein Gott — das mußst du ja doch längst wissen — das weißt du ja — die Schmirantel will er und hat eben recht, sehr artig bei mir angefaßt — und möchte nun zu dir herein.“

„Ach mich“, kam es hart zwischen den Zähnen, die die Pfeife hielten, heraus.

„Ja, Alter, geh — tu doch nicht so. — Er geht schon draußen. Soll ich ihn denn nicht rufen — Alter?“ jagte die Försterin ängstlich.

„Nein“, jagte er und hielt sich fest und heifer.

„Ja, du wirst doch nicht — der Schmirantel ihrem Glück im Wege stehen wollen — da hast du ja gar keine Veranlassung — denn doch, so eine Parteil!“

„Geh mit weg“ brummte er, „Wasst, was ist wohl — das ist den Weisheiten über die Ungelegenheit — Mich laßt's aus!“

Der Förster war's, als wie er dabei stand geworden. „Was mußte aber wohl eine Täuschung gewesen sein, bei so einer Gelegenheit. Aber er hatte den Gut genommen und war ohne reden oder lints zu sehen, aus dem Hause gegangen, so daß die Försterin ihm noch aufhatten mußte, um zu fragen: „Ja, was soll ich ihm denn aber sagen — du?“

„Was du willst! Mich sollst in Frieden lassen!“ Und fort war er — und kam abends, als alle lügend: „zu Ruhe gegangen waren, erst wieder beim —

Goethes Schweizer Freundeskreis

Der zweihundertste Geburtstag Goethes, den die Welt am 28. August dieses Jahres begeht, darf in der Schweiz im Bewusstsein einer besonderen Verbundenheit mit dem Dichter gefeiert werden. Denn mannigfache und enge Beziehungen haben zeitweise zwischen Goethe und vielen seiner Schweizer Zeitgenossen bestanden. Fast alle bedeutenden Schweizer Feinde Goethes hat er gekannt und manche von ihnen haben in seinem Dasein eine bedeutungsvolle Rolle gespielt. Seine Freundschaft mit Johann Caspar Lavater bildet ein ebenso beglückendes wie bitteres Kapitel in der Geschichte seines Lebens; sie ist psychologisch gesehen das Drama einer Liebe, die später in das unglückliche und hinter der Tragik zweier kompromittierter Wahrheitsluster steht, deren Wege nicht die gleichen sein konnten. Gegenüber dem leidenschaftlichen Gefühlsüberwiegenden dieser Freundschaft stehen die ruhige, auf einer gemeinsamen weltanschaulichen Basis fest gegründete Verbundenheit des reifen Goethe zu Johann Heinrich Meyer von Stäfa, und das väterlich wohlwollende Verhältnis des großen Mannes von Weimar zu dem Genie Frédéric Zoret als fest gegründete menschliche Beziehungen, die ihn bis an sein Ende begleiteten.

Als der junge Goethe im Juli 1775 nach der Rückkehr von seiner ersten Schweizer Reise an die Freundin Sophie von La Roche schrieb: „Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne wie die Schweiz ist. Nun geh mir's wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort!“ meinte er das in einem gewissen Sinne: er dachte dabei an das Land, das ihm das Erlebnis des Großen und Erhabenen in der Natur geschenkt und an die Menschen, die er in diesem Lande zu Freunden gewonnen hatte. Unruhe und jugendlicher Freiheitsdrang hatten ihn im Frühherbst jenes Jahres aus der Vaterstadt fortgetrieben. Nur zu gerne hatte er sich seinen geliebten Freunden, den beiden Brüdern Stolberg und dem stillen Grafen Wangwitz für eine gemeinsame Schweizer Reise angeschlossen, die ihn für eine Weile aus der Abgeschlossenheit des elterlichen Patrizierhauses in Frankfurt a. M. und aus den zugleich beglückenden und auflösenden Banden des geliebten Mädchens Mili Schönmann entführte. Das menschliche Ziel dieser Reise aber war Johann Caspar Lavater in Zürich, mit dem Goethe schon seit geraumer Zeit in Briefwechsel gestanden und mit dem er sich bei der ersten persönlichen Begegnung in Zeuzikon 1774 zu einer leidenschaftlichen Herzensverbindung verbunden hatte. Nun nahm Lavater ihn mit offenen Armen in sein Haus auf. Der menschliche Umgang war ein vollkommener; gemeinsam arbeiteten sie an der „Physognomie“, und als Lavater einmal bei der Niederlegung einer Sonntagspredigt unterbrochen wurde, soll Goethe diese in Abwesenheit des Freundes so ganz in dessen Sinne vollendet haben, daß sie unverändert gehalten werden konnte. Auch Lavaters Zürcher Freundeskreis wurde ganz selbstverständlich zum Freundeskreis des Dichters, der in ihm überdies zwei seiner engeren Landsleute, den jungen Epologen Passavant und den begabten Minister Christoph Kayser fand. Und da war Lavaters Bruder Wilhelm, der Arzt, den Goethe von seiner Leipziger Studentenzeit her kannte, waren Feininger, Häfeli und Heß, die jüngeren Amtsbrüder des Vaters, von denen der Gast besonders den leidlich gläubigen Pfenniger ins Herz schloß; da war der junge Zeichner Heinrich Lips und vor allem Barbara Schultze, die „Männin“ mit dem wachen klugen Geist und dem starken weiblichen Einfühlungsvermögen, die bei aller Zurückhaltung ihres Wesens — „sie spricht fast nichts, sie fühlt ohne Wortgepränge“ hat Lavater sie einmal charakterisiert — Goethe gegenüber immer die „Herzliche“ und die „Zimmerliche“ blieb, auch als er selber ihr in späteren Jahren mit betruener Kühle begegnete. Jahrzehntlang war sie eine der engsten Eingeweihten in sein Werk; ihr landete die erste Fassung der „Iphigenie“ und des „Faust“, und die Urfassung seines großen Entwicklungsge-

manes „Wilhelm Meister“, deren Manuskript er selber bernichtete, ist einzig in der Abschrift von Barbara Schultze erhalten geblieben.

Daß der junge Dichter mit dem ehrwürdigen Patriarchen Bodmer er, mit dem er einen Höflichkeitsschick austauschte, in keinen menschlichen Kontakt kommen konnte, ist angesichts der Verschiedenheit der Lebensalter und Temperamente nicht verwunderlich. Dagegen wurde es ihm wohl bei dem Musikerbauern Jakob Gubler, dem „Chiffrogg“ auf-

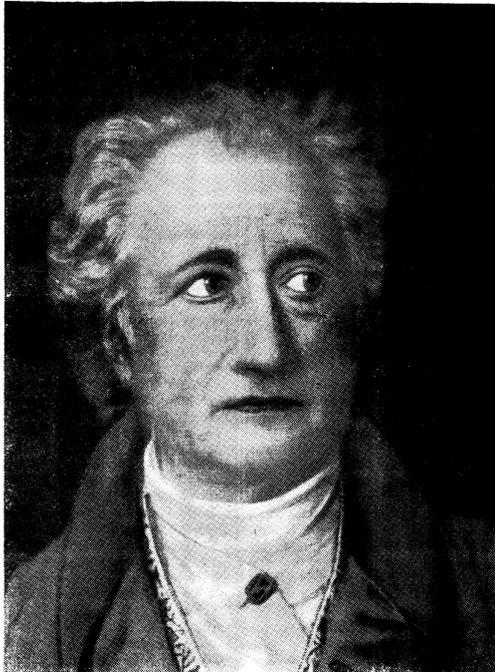
rühmten Verfasser des „Goeg“ und des „Werther“ einen liebenswerten, natürlichen jungen Menschen kennen zu lernen, dem Hochmut und kleine Jüchlichkeit fremd waren. Und ähnlich begriffen die Hoge waren die meisten Angehörigen von Lavaters Freundeskreis. In welchem Maße Goethe die spontane Sympathie der Menschen zu erwerben mußte, bezeugt unter anderem der Brief, den der madere Arzt nach dem Besuch des Dichters in Nidterwil an Lavater schrieb: „Wenn ich nur diesen Mann noch eine einzige Stunde hätte sehen können, geniesse ich ihn.“ Dem Mann's vom Haupthaar an bis zum Fußtritt hinab in allen Adern, Jüngen, Bewegungen ansieht, daß er der Mann ist, der Werthers

gesehen zu haben“ rühmte. Die Reise ging weiter nach Kaufmann, wo die schöne Frau von Franconi die ehemalige Geheime des Herzogs von Braunschweig auf den Dichter einen ahnungsvollen Eindruck machte, wie auf Lavater; durch den Jura und nach Genf. Hier wurde u. a. Lavaters Freund Diotari besucht und der Herr von Zurlauben, der eben an seinen „Voyages dans les Alpes“ arbeitete, über die besten Wege durch Savoyen und das Wallis in dieser vordersten Jahreszeit (es war bereits Anfangs November) besorgte. Eine beschwerliche aber an großartigen Eindrücken überreiche Wanderung führte die Reisenden durch das Tal von Chamony über den Col de Balme nach Marinach, Sitten und Veul und danach über die Furka zum Gotthard. Am 15. November waren sie in Lugano, am 18. in Zürich, wo Goethe, indes der Herzog bei Herrn Pitt zum Schloß Quartier bezog, von Lavater freundschaftlich aufgenommen wurde. Überall wurde er mit offenen Armen empfangen. Er und sein junger Fürst waren in jenen Tagen in manchen Zirkelkreise zu Gast; sie besuchten „Chiffrogg“, Harrer Dänker in Drieden und Doktor Söke in Nidterwil, den Carl August nach Weimar zu berufen wünschte, was indes an der Ablehnung des wackeren, feiner Heimar und feiner Patienten allzu eng verbundenen Landarztes scheiterte. Auch den Hofmediziner Salomon Wolfer und den ordentlichen Salomon Wolfer und den ordentlichen Salomon Wolfer solt lernte Goethe damals kennen, und als er einmal im Garten des „Waldhof“ die Blumen und Sträucher betrachtete, besaunte ein neunzehnjähriger Knabe, der kurz zuvor über „Etwas und Etwas“ Kränken vergossen hatte, ihn von ferne wie einen jungen Gott; es war David Heß, der später den alten Goethe mit der Biographie des Landvogts von Greifensee erfreuen sollte.

Die Begegnung mit Lavater bedeutete auch diesmal für den Dichter, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, denn auch Goethe sich ihm damals über die Unvereinbarkeit seiner eigenen religiösen Haltung mit dem christlichen Multizismus des Freundes im klaren war. Lavaters „Hendoring Johannis“ hatte ihm einen „fatalen“ Eindruck gemacht, des Patres Besorgnis über ihn tief jündert, aber der Mensch Lavater zog ihn wieder um völlig in den Bann seiner Persönlichkeit. „Er ist der Beste, Größte, Beste, Jungste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne“ schrieb er damals. Im Umgang mit ihm erlebte Goethe einen ungeahnten neuen Aufbruch des Herzens, was umso bedeutungsvoller war, als er zu diesem Zeitpunkt bereits Gefahr zu laufen schien, in seinen Beziehungen zu den Menschen diesseits in die höchste Distanziertheit des Hölzlings zu verfallen. Nun erfuhr er die Wirkung eines aufgeschlossenen, von jeder Herzensträgheit weit entfernten Geistes, der es wie kein zweiter verstand, die Seelen aus Stumpfheit und Dummheit aufzuräumen. „Es ist uns allen eine Cur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem stillen Tod mir gewöhnlich zusammen leben, und mocher das Eintreten und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist.“ (Sehe Gott, daß wir unsere Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen“, lesen wir in einem Brief an Charlotte von Stein.

Daß Goethe als ein menschlich Gewandelter aus der Schweiz zurückkehrte, scheint in seinem Freundeskreis allgemein empfunden worden zu sein. Merd spricht davon in einem Brief an die Herzogin Amalie: „Goethe ist so gut wie ein Kind zurückgekommen, und auch an ihm sogar sieht man deutlich, was Verhältnisse auch auf den besten Menschen wirken können. Bei seiner Unwissenheit in Weimar ist er mir oft mit einer Trockenheit und Kälte begegnet, als ob es um einen alten Freund ein subtiler Diener oder ein Supplimentär geborene wäre. Lavaters Gegenwart hat Wunder getan.“

Es ist ein tragisches Verhängnis, daß Goethe sich gerade von dem Freund, der ihm wie vielleicht nicht anderer mit dem Genie seines Herzens den Weg zu den Menschen geöffnet hat, in späteren Jahren am weitesten und unerträglichsten entfrem-



dem Regenrüttel, den er als „sein aus den Wolken abgelesenes Ideal, Gott sey Dank, aber eines der herrlichsten Geschöpfe, die sie diese Erde hervorbringt“ bezeichnete. Lavater führte den Freund auch am 15. Juni 1775, an dem während der Fahrt über den See der erste Entwurf zum schönen Zürichgebiets der deutschen Literatur, „Auf dem See“ entstand, — nach Oberrieden zu seinem Amtsbruder Pfarrer Dänker, in dessen Hause er selber ein Arbeitszimmer besaß, das er scherzend seine „Kübelstube“ nannte. Oft mag später sein Bild auf jenen Zeiten freundschaftlicher Verbundenheit herbeizitiert haben, die Goethe ihm hier an die Wand schrieb:

Bist du hier,
Bin ich dir
Immer gegenwärtig;
Wachst du hier,
Wachst mit mir
Deine Werke fertig.

Auch von Lavaters altem Freund, dem besonnen und gedachten Arzt Doktor Johann Söke in Nidterwil wurde der Dichter mit warmer Herzlichkeit aufgenommen. Der leibhaftige, gültige Mann empfand es als beglückend, in dem bei-

reiden schreiben konnte. Er ließ ein Schnupftuch bei mir zurück, aber ich vermag es nicht, ihm's zurückzugeben. Dieses Andenken seines Daseins bleibt bei mir.“

Zwei Jahre später kam Goethe, diesmal mit dem jungen Herzog Carl August von Weimar, zum zweiten Male in die Schweiz. Die Reise ging von Basel über Biel und Murten nach Bern und ins Berner Oberland, wo angesichts des Staubbaches von Lauterbrunnen das herrliche Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern“ entstand. Nach der Rückkehr aus den Bergen wurde die Stadt Bern ausgiebig besucht und die Bekanntschaft vieler damals dort lebender bedeutender Persönlichkeiten gemacht. Goethe besuchte u. a. den Pfarrherrn Samuel Wirtz und, der zugleich der Begründer der bernischen naturforschenden Gesellschaft war und „von allen Bergen und Enden der Schweiz die Steinarten zusammengelesen“ hatte, und dessen Amtsbruder Pfarrer Daniel Sprüngli, der ihm „höchst interessante ornithologische Sammlungen“ zeigte. Dichter und Herzog unterzogen es auch nicht, den berühmten Naturarzt Michael Schüpfer in Langnau aufzusuchen, der ihnen als ein höchst origineller Mann erschien, an dem Goethe „das gegenwärtigste Auge, das ich glaube

So war es damals

Erinnerung an die Goethe-Woche 1932 in Weimar

Immer, wenn ich ernsthaft Goethe-Gedenker sagen höre, es gräue ihnen vor der ganzen Betriebsamkeit des Goethe-Konjunkturjahres 1949, denke ich: viel schlimmer als es in der zu Goethes 100. Todestag in Weimar veranstalteten Gedenkwoche war, kann es schließlich auch nicht werden. Was heute von dem neugegründeten amerikanischen „Goetheforum“ mit seiner ganzen intellektuellen, künstlerischen und journalistischen Geschäftigkeit berichtet wird, das gab es bereits im März 1932 im idyllischen Städtchen an der Elm, noch dazu mit dem ersten Lokalrat. Damals wie heute führte die gelamte Kulturwelt sich verpflichtet, dem Genie Goethes zu huldrigen; den überaus famen Professoren und Schriftsteller angeregt, um in vielen Jungen seinen Namen zu preisen (Thomas Mann hielt ebenjowenig wie in diesem Jahr); und die große offizielle Gedenkfeste in der Weimarhalle gleich einer Völkerverbundversammlung, auf der sich der damalige Reichsminister Brüning mit dem französischen Reichsminister François-Bonard, dem überaus stolischen Postminister Lemaître und vielen anderen positiven und sonstigen Berühmtheiten im Zeichen Goethes eintätiglich zusammenfanden, und nachdem Goethehuldigungen, der pietätvoll nach Weimar gepilgert war, modte sich angeheißt befehen, was sich an offiziellen Huldigungen, Reden, Müst und Theater in eine Woche zusammenbränge, nicht anders als dem

Schüler im „Kauk“ der christliche Stahlfleger entriegen. „Mir wird von allem so dümm, als ging mir ein Müßtrud im Kopf herum.“ Ehtes und Faltches, Erhabenes und Zückerliches bot sich in buntem Durch- und Nebeneinander in der kleinen Goethestadt. Im Theater erlebte man neben herrlichen Aufführungen der Iphigenie und des Clavigo das unbeschreibliche Unbehagen einer aus Pietätsgründen „ungezügelter“ peninsul-provinziellen Kaufmännerei, in der Ernst Sonnemann, die spätere Frau Göring, in blauem Dirndlgewande und blonden Hängebüscheln ein gefühls-treuevolles Gretchen spielte und im Partett ein paar uralt ordnungsgemähte Wirbeltäger des anolen régime lo gegenwärtigkeit, als es noch lang nicht zu Ende war, wacker zu schnarzen begannen. In die an sich sinnvoll ausgedachte Huldigung, bei der in der Frühe des 22. März die gelamte Schuljugend Weimars, sonntäglich geteilt, vor dem Haus am Frauenplan mit frischen Stimmen, „Der Du von dem Himmel bist“, „Sah ein Knab ein Röslein stehn“ und „Leber allen Gipfeln ist Ruh!“ lang, während durch die geöffnete Eingangstür im Jahr, wo 100 Jahre zuvor der große Iote aufgeführt ge-meten war, eine mächtige weiße Marmorhülle Goethes sichtbar wurde, trug die moderne Betriebsamkeit der Ma-Tonilmmagen eine groteske Diononanz. Deutsches Genie gepaart mit amerikatisierendem Reklame- und Geschäftswunnen — das war es, was damals die Atmosphäre des sonst so befehentlich-ver-träumten Städtchens charakterisierte. Goethe hat es ahnungslos ausgepredigt: „Wenn ich nur nichts von Fremdeln hören sollte!“

Nach heute heisse ich einige als typische Zeugnisse des Goethe-Kultes der Weimarer Geschäftswelt auf-demachte Erinnerungsstücke: das weisseidene Pochstiel mit dem in einer Ede in Schwarzdruck prangenden Hauptes des Olympiers, den Goethe auf der einen und Faust und Mephisto auf der andern Seite zeigenden Schokoladentafel, das Parfumfäßchen mit dem handgemalten Goethe-Antlitz und die Geschenkpackung feinsten Badesiefe (made in Germany 1932) mit dem in dieses distret düstere Material hineinmodellierten Profil des Dichters. Man sieht, die Goethe-Rühmlichkeit hatte ihre große Zeit. In jener März-woche 1932 gab es in Weimar kaum einen Laden, der nicht dem, was er unter dem Genie Goethes verstand, auf seine Weise gehuldrig hätte. Wo immer der Blick in ein Schaufenster fiel, ließ er unweigerlich auf Goethe. Man begegnete ihm zwischen Melonen und Ananas, Kuchentöpfen und ersten Frühlingsspinat, in der Umgebung von Perücken, Mundwasser, Zahnpasta, Zigarettensäften, Wästenaltern und ähnlichen Writeln, und den Vogel schoß wohl jener Wegger-meiler ab, der seine Auslage mit einer mächtigen Goethe-Büste aus — feinstem Schweinefleisch ge-schnitten hatte! Die Zuckerbüchse legte eine wahrhaft hübsche Phantasie an den Tag; es gab Goethe-Wäffeln, Märzspantanten mit dem Goethe-Schiller-benmal oder dem Gartenhäuschen, und der Vater Schmid am Frauenplan bot gar als „belenbete Spezialität“ Gretchenstöpfe an! Das Gartenhaus ein-miniatur mit einem Schilf im Dach war in jenem Jahr die beliebte Sparsüchse für's deutsche Haus, das Goethe-Schiller-ermä gerte Spielhofen, Jährholz-

schästel und bergleiden; man fand des alten Goethes schwirriges Haupt in edles Schweinefleisch gepreßt auf Vordermonnaie, Briefstücken, Wuchshüllen und Schreibmappen, und die Brosche und der Anhänger mit dem Bildnis des Dichters in verschiedensten Lebensaltern selbst ebenjowenig wie die handgemalten Goethe-Mantelstücken, neben denen man nicht leicht auch andere mit dem Kopfe Schillers und — „mir tut es in der Seele weh, wenn ich euch in d'r Gellingschilf“ — Wolf Sitters erbliden konnte! Der weisse Siegel hatte, je nachdem ob er's mit der Literatur oder der Politik hielt, die Wahl. Daß damals im März 1932 bereits in manchen Buchläden Weimars neben den Werken von Goethe und Schiller „Mein Kampf“ stand, daß man bei den Aufführungen im Nationaltheater bejachten Damen der Weimarer Gesellschaft begegnen konnte, welche die ihre mageren Hülle jüchtig verhillenden Stieftragen mit einer Hafentreibschiffe geschloßen hatten, nahm man noch als hohe Gedeimad- und Taktlosigkeit hin, ohne darin schon die kleinbürgerlichen Massenpomphe der kommenden Barbarei zu erkennen.

Dennach gab es neben in diesem, vor dem der große alte Mann sich angeblich abgemant hätte, nach manches von jenem Weimar, das er geliebt und groß gemacht hatte. Noch ließ man ja in den Gassen des alten Städtchens auf die Spur von seinen Erdentagen, noch war da sein Geim am Frauenplan, in dem seine Sammlungen Zeugnis ablegten von seiner unendlich ehrfrühtigen Verlebung in Natur und Kunst, gab es die Häuser und Schloßer, in denen er freundschaftlich ein- und ausgegangen, gingen im Theater

dele. Das Jahr 1779 war die hohe Zeit seines Seelenüberrausches mit Lavater; in der Folge trat die Bescheidenheit ihrer Weltanschauungen immer deutlicher zutage und Goethes Liebe wandelte sich immer ausgesprochener in Abneigung und Haß gegenüber dem Schwärmer, als der ihm der Freund nun erschien. Als Lavater 1786 in Weimar war, fand er Goethe „älter, kälter, weiser, feiner, besonnen, praktischer“ geworden, und wieder stellte fest: „sein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gemindert worden und ich bin Haß und Liebe auf ewig los.“ Erst nach Lavaters Tod hat der Dichter die Schönheit und Stärke des Menschen- und Christentums seines ehemaligen Freundes wieder erkannt und im letzten Teil von „Wahrheit und Dichtung“ sein Bild gerührt und liebevoll gezeichnet.

Als Goethe 1797 zum dritten und letzten Male in die Schweiz kam, war an die Stelle des zerfahrenen alten Freundschaftsbundes ein neuer getreten, der mit dem 11 Jahre jüngeren Heinrich Meyer von Stäfa. Der Dichter hatte den Schweizer Maler und Kunsthistoriker in Rom kennen gelernt und ihn in der Folge nach Weimar gezogen, wo er ihm bis zu seinem Tode eng verbunden blieb. Im September 1797 beehrte er den damals in seiner Heimat weilenden in Stäfa, vertiefte sich in wochenlangender ruhiger Arbeit mit ihm in die Kunst der Antike und italienischen Plastik und wanderte in seiner Begleitung ein letztes Mal durch die Schweiz bis zur Passhöhe des Gotthard. In Zürich, wo er zu Beginn und Ende seines Schweizeraufenthaltes nur wenige Tage im „Schwert“ wohnte, sah er von den alten Freunden nur den Doktor Dietrich Lavater und Barbara Schullke, der gegenüber er jedoch, vermuthlich infolge seines Zerwürfnisses mit dem ihr freundschaftlich nahehestehenden Lavater, nicht mehr den alten herzlichen Ton fand. Andere Menschen, wie u. a. sein Patentin, die an dem Sohn des Dichters Götter verarbeitete Tochter Wielands, Buchdrucker Bürkli, Choeherr Rahm, Gähler von der Vinth und Freihauptmann Escher, auf dessen schönem Landhof, der „Schiff“ in Herrliberg, Goethe wiederholt zu Gast war, traten diesmal in seinen Gesichtskreis; es waren mehr oder weniger flüchtige freundliche Beziehungen, die seinen künstlerischen und naturwissenschaftlichen Bestrebungen Anregung boten und ihm den Aufenthalt in mancher Weise angenehm gestalteten.

Goethe hat nach 1779 die Schweiz nicht mehr betreten, aber er ist ihnen Menschen verbunden geblieben. Neben dem Altersfreund Heinrich Meyer, jenem wackeren, durchnähten, geistlichen, aber dem Großen und Schönen hingebend dienenden Manne, den Goethe auf dem Gebiete der klassischen Kunst als Autorität anerkannte und an dem er „eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens“ rühmte; neben Soret, dem er in seinen letzten Lebensjahren eine väterliche Sympathie entgegenbrachte und dessen Zuneigung für die Naturwissenschaften er besonders schätzte, hat er noch so manchen Schweizer freundlich und wohlwollend bei sich aufgenommen und mit seiner Persönlichkeit bezaubert, wie etwa den jungen Hegel, den Goethe in Göttingen kennen lernte, den er in seiner letzten Lebensjahre als „einen der besten der Menschheit“, — nicht ganz ohne Wirkung geblieben, denn in der Vaterlichkeit des reifen Wilhelm Meister ist zweifellos etwas von Vaterjahn Pöschlitz zu finden.

Daß Goethe, wenn er von der Leistung eines Zeitgenossen überzeugt war, mit Anerkennung und Förderung nicht zögerte, haben viele Schweizer die eigenhändigen Skizzen zu seinen Anzeigen, (sind noch der Gingsolobabau, den er geplant und im west-östlichen Diwan besungen hat. Und wer an einem dieser sonnigen Märztage durch die im ersten jungen Grün prangende Aue nach Tiefurt ging, wer auf dem Weleeweg zum Gartenhäuschen an der Vim Flügge, der erstete den gleichen empfangenden Jubel der Landschaft, deren Name mit jenseitigen Jahren für Jahr beglückt in sich aufgenommen hat.)

Mochte man damals mit einigermaßen gemäßigtem Gesichte an die impulsive Schar der hundert in- und ausländischen Delegationen mit der Reichszergung an der Spitze denken, die sich am 22. März 1892 genau in der Sterbelunde Goethes vor hundert Jahren in feierlicher Prozession unter Polizeiaufsicht und dem Schnellfeuerwerk der Photographen und Konfirmanten zur Friedenstrasse bewegte, und am Saize des Dichters prunkvolle Kränze niederlegte, wichtig und wesentlich nur eines anderen: daß eine Woche lang unerschöpfbare Scharen unbekannter Menschen still in das offene Haus am Frauenplan traten und einen Augenblick schweigend am Eingang des Sterbesimmers verweilten, wo sich am Boden neben dem Lehnstuhl, in dem Goethe den letzten Atemzug getan hat, eine Fülle bedenklicher kleiner Sträußchen erster Frühlingsblumen häuften, rührende Zeugnisse einer echten, unbefohlenen Verehrung. Und wer auf den Gesichtern dieser Menschen, der alten, oft mühsam gebenden Leute, der Mütter, die mit ihren Kindern gekommen waren, der jungen fast neugierigen hochgeburtlichen Burchen und Mädchen die wortlose Ehrfurcht sah, die sie an dieser Stelle empfanden, der fand hier die edelste und lebendigste Ehrung des großen Menschen und guten Geistes von Weimar.

So war es damals. Und wie wird es diesmal sein? M. Ns.

fahren büßen, wie etwa der Bildhauer Trippe, den er in Rom kennen lernte, die Maler und Zeichner Lips, Lorz, Diogg und vor allem Heinrich Füßli, dem er sich in bezaubernder „Freundschaft“ verbunden fühlte. Dem Historiker Johann von Müllers ist er seitdem in jeder Hinsicht und Dankbarkeit verbunden geblieben. Und noch der alte Goethe freute sich am liebsten über das Talent des westlichen Malerspoeten Adolph Töpffer und an David Heß Biographie des Landtags von Greifensee, das „mühsamsten Menschenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte.“

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.“ Ver-

Goethe und Felix Mendelssohn

Felix Mendelssohn war knapp zwölf Jahre alt, als ihn sein gestrenger Lehrer, der alte Zelter in Berlin, nach Weimar brachte. Zelter war Goethes musikalischer Drakel, aber der Weimarer Künstler und Gelehrte hat schätzte nicht nur das Urteil, sondern auch die unbeschränkte Gerechtigkeit des alten Musikmeisters und stieg sich nicht an den Ecken und gelegentlichen Verheiten des originellen Rausers. Man kann sich vorstellen, wie Zelter darauf brannte, seinen wunderknaub begabten, auf allen geistigen Gebieten unbegreiflich frühesten Schüler dem Großen von Weimar zuzuführen. Beglückt, aber auch besorgt, daß sie ihn auf Wochen von sich laßen muß, spricht die Mutter von „ihrem kleinen Schlingel“ und Fanny, die ältere Schwester, mahnt: „Wenn Du zu Goethe kommst, sperre Augen und Ohren auf, ich rate es Dir, und kannst Du bei Deiner Rückkehr nicht jedes Wort aus seinem Munde erzählen, so find wir Freunde geworden.“

Daß Felix Augen und Ohren aufsperrte, lesen wir aus jeder Zeile, die er nach Hause schrieb. Und das Erlebnis ist heute noch nicht verblaßt, es zeigt uns den alten Herrn, dem die Besucher stets mit Ehrfurcht naheten, liebenswürdig und liebenswerter, als in irgend einer Schilderung aus der Feder Erwachsener. Felix schreibt unterm 6. November 1821: „Jetzt hört Alle, Alle, Alle zu. Heute ist Dienstag, Sonntag hat die Sonne von Weimar, Goethe an. Am morgen gingen wir in die Kirche, bei der 100. Psalm von Gänzel halb gemacht wurde. Nachher ging ich zum „Elephanten“, wo ich Lucas Canadäs Haus gezeichnete. Nach zwei Stunden kam Prof. Zelter, „Goethe ist da, der alte Herr ist da!“ — Gleich waren wir die Treppe herunter in Goethes Haus. Er war im Garten und kam eben um eine Hecke herum. Er ist sehr freundlich, doch alle Winckel von ihm finde ich nicht ähnlich; nachher ging ich noch eine Stunde mit ihm und Prof. Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Rechts- und Vorgesetzten, sondern für einen Fünftägigen. Nach Tisch hat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau von Goethe, einen Kuß aus und ich mochte es nicht. Jeden Morgen erhalte ich vom Vater des Haus und des Wetzler einen Kuß und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenk!“

Goethes Wohlwollen galt nicht nur dem liebenswerten Knaben, dieser fühlte bald, daß der große Mann sich lebhaft für seine Kunst interessierte. Er besaß bald alle Ehre und gab sich mit seiner natürlichen Munterkeit. Als Goethe den „kleinen Berliner“ zum ersten Mal einer Gesellschaft von Gästen vorstellte, die er eigens zu diesem Zweck geladen hatte, machte er sich den Spaß, mit Hilfe Zelters seinen kleinen Freund auf die Probe zu stellen, die er mit freier Fantasie über gegebene Themen, und mit Wiedergabe jedes von Goethe gewünschten Orchestriertes, mit Absichten ihm unbekannter Manuskripte, darunter eines von Beethoven, das von schwer lesbaren Korrekturen mitnahm und oben drein mit dem Nermal vermischt war, zuguter legt mit der Wiedergabe einiger Bachscher Figuren, die Goethe besonders liebte, glänzend löste. Leuchtendes Auges stand der große Dichter neben dem kleinen Musik, dessen Knabenhand mit unübertrefflicher Sicherheit die Tasten meisterten. Aber nur nichts merken lassen, nur keinen Zweifel, seine Ueberbeichtigkeit aufkommen lassen! Hinter neugierigen Scherz, verdeckten die beiden Asten ihr Lob. Aber der kleine Liebling blieb unverändert natürlich. Als man sein Klavierquartett — Felix selbst sah am Flügel — aufgeführt hatte, sprang er in den Garten und ließ die Herren über Wunderfinder philosophieren. Selbstverständlich wurde er auch an den Hof beschieden, und hatte, wie seine Mutter schreibt, die Dreifigkeit vor dem Erbprinz, der Großfürstin von Rußland und den Prinzessinnen zu tanzen. Auch Himmel, der bedeutendste Schüler von Mozart, befand sich bei den Zuhörern. Die Damen bei Hofe trieben es so arg, daß Goethe ärgerlich zu Zelter sagte: „Die Weiber hier verderben mit noch den Jungen.“

Aber Felix nahm es mit der Kunst zu ernst, um sich den Kopf verderben zu lassen und wenn er sich löste, oft stundenlang vorspielend, gedimmt hatte, schließlich etwa drei damals beliebte Weisen zu einer Fantasie kunstvoll durcheinander flechtend, sprang er auf und jagte sich mühevoll mit den jüngeren Damen des Hauses durch das Zimmer. Goethe hatte seine Freude an dem musikalischen Treiben der Jugend und hielt seinen Berliner Besuch so lang als möglich fest.

„Alle Nachmittage“, berichtet Felix, „macht Goethe das Streichinstrument mit den Worten auf: Ich habe Dich heute noch gar nicht gehört, mache

gegenwärtig man sich dieses Wort aus dem Tasso im Sinnbild auf Goethes Beziehungen zu den Schweizern, so wird klar, wie sehr gerade die Nachfahren von Goethes Schweizer Zeitgenossen, heute alle Ursache haben, das Andenken des Dichters, der zu Weibstein seinen Schweizerfreunden als „der reinsten Menschen einer und der größten“ ersahen, in Dankbarkeit zu beugen. Wie die Schweiz und die Schweizer ein Stück seiner Welt ausmachten, so soll heute, da die Menschheit seinen zweihundertjährigen Geburtstag begeht, die Welt Schweiz von ihm erahren, als von dem Genius, dessen Werk sie immer wieder ehrfürchtig empfängt und dessen Humanität, zu der sich seit je die besten Schweizer bekannt haben, als ein Lebendiges und Bleibendes auf sie wirkt.

mir ein wenig klar vor, und dann pflegt er sich neben mich zu setzen und wenn ich fertig bin, ich farsifiziere gewöhnlich, lo bitte ich mit einen Kuß aus, oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Kuß gar keinen Begriff, ebenso von dem Reichtum, den der Volkerherr der Poeten an Mineralien, Wästen, Kupfersteinen, seinen Statuen, großen Handschmüngen hat. Daß seine Figur imponiert ist, kann ich nicht finden. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name die sind imponant. Wenn ungeschoren Klang der Stimme hat und ich schreien kann er wie 10000 Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang ist fest, seine Rede sanft. Dienstag wollte Zelter nach Jena und von da nach Leipzig abreisen. Sonnabend war Adele Schopenhauer, die Tochter, bei uns und wider Erwartung blieb Goethe den ganzen Abend. Die Rede kam auf unsere Abreise und Adele beschloß, daß wir alle hingehen und uns Professor Zelter zu Füßen werfen sollten und ein paar Tage Zugabe stehen. Er wurde in die Stube geschleppt und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schall Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Nest nehmen wollte, befehl ihm still zu schweigen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehen und wieder zu kommen und schloß ihn so von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen tun wird.“ Nun brach ein Sturm des Dankes über Goethe herein und Felix schlief: „... ich glaube wäre er nicht zu Hause gewesen, wir hätten ihn nach Hause begleitet, wie das römische Volk den Cicero nach der ersten katalinischen Rede.“

So blieb denn vorläufig alle beim alten und Felix spielte mehr als zu Hause, gelegentlich mit Unterbrechungen bis zu acht Stunden im Tag. „Nicht wahr, wenn Goethe mir sagt: „Mein kleiner, morgen ist Gesellschaft, da mußst auch Du uns vorspielen, da kann ich nicht sagen: Nein? ...“ schreibt Felix in diesen Tagen nach Hause. Zum Abschied gab Goethe seinem „kleinen Berliner“ ein rotes Kästchen, das ein silbernes Medaillon mit dem Bild des Dichters enthielt.

Ein Jahr später ist Felix mit seinen Eltern wieder ein paar Tage in Weimar und die Mutter hat ein Wort Goethes festgehalten: „Du bist mein David, sollte ich krank und traurig werden, so banne die bösen Träume durch Dein Spiel, ich werde auch nie wie Saul den Speer nach Dir werfen.“

Goethe verlor aus der Ferne mit größter Teilnahme den weiteren Entwicklungsgang seines Felix, wie ihn der alte Zelter schilderte. Und als er vernahm, daß unter Felix Leitung in Berlin Sachs Matthäusposition ihrer fast hundertjährigen Vergesslichkeit entrufen worden war, schrieb Goethe an Zelter: „Es ist mir als wenn ich von ferne das Meer brausen höre.“

Im Jahr 1830 entschlossen sich die Eltern, ihren Sohn ins Kunstland Italien zu entsenden. Vorher sollte er sich zu seiner Hofmusik den Sagen des Dichters erbitten. Felix kam, als er Ende Mai nach Weimar kam, den alten Herrn im Ansehen unter, aber anfangs etwas still und wenig teilnehmend. „Da kam zum Glück die Rede auf die Frauenerne in Weimar und auf das „Chaos“, eine tolle Zeitung, die die Damen unter sich herausgaben. Auf einmal fing der Alte an, lustig zu werden und die beiden Damen zu reden mit der Wohlthätigkeit und dem Geistesreichtum und den Subskriptionen und der Krankenpflege die er ganz besonders zu halten schenkt, forderte mich auf, auch mit loszugeben und da ich mit das nicht zwei mal sagen ließ, so wurde er erst wieder ganz wie sonst und dann noch freudiger und vertraulicher als ich ihn bis jetzt kenne. Er schimpfte auf die allgemeine Sehnsucht der jungen Leute, die so melancholisch wären, zog über die Ausstellungen, den Verkauf von Handarbeiten für Verunglückte los, wo die Weimarerinnen verkaufen und man Nichts bekommen könnte, weil die jungen Leute alles unter sich vorher bestimmten und dann verdrachten bis die rechten Käufer kamen. Nach Tisch fing er auf einmal an: „Gute Kinder — bibliche Kinder, müssen immer lustig sein — tolles Volk“ und dabei machte er Augen wie der alte Löwe wenn er einschlopfen will. Dann machte er ihm vorspielen und er meinte, wie das sonderbar sei, daß er so lange keine Musik gehört habe, nun hätten wir die Sache immer weiter geführt und er wisse Nichts davon; ich müßte ihm darüber viel erzählen, „denn wir wollen doch einmal vernünftig miteinander sprechen“. Mendelssohns Aufenthalt war auf zwei Tage berechnet gewesen. Davon wollte Goethe nichts wissen. Felix schreibt: „Er meinte, ich würde wohl nichts bekommen, wenn ich etwas länger bliebe und er mich einlade jeden Tag zum Essen zu kommen, wenn ich nicht anderswo sein wollte, wie ich denn nun bis jetzt jeden Tag da war und ihm gesten von Schottland, Hengstenberg, Spontini und Hegels Aesthetik (Felix hörte Kolleg bei Hegel) — erzählen mußte,

wie er mich dann nach Tiefurt mit der Damen schickte, mir aber verbot nach Verta zu fahren weil da ein schönes Mädchen wohne und er mich nicht ins Unglück führen wolle und wie ich denn lo dachte, das sei nun der Goethe von dem die Leute einst behaupten werden, er sei gar nicht eine Person, sondern er bestesse aus mehreren kleinen Goethiden — da war ich wohl recht toll gewesen, wenn mich die Zeit gerent hätte.“

Jeden Vormittag nahm Goethe, der Einundachtzigjährige eine Musikkunde. Da mußte ihm Felix Stücke von allen großen Komponisten nach der Zeitfolge vorspielen und erklären, wie sie die Sache weiter gebracht hätten. Dabei sah er in einer dunklen Ecke, „wie ein Jupiter tonans und blühte mit den alten Augen.“ Von Beethoven wollte er zunächst nichts wissen. Aber Mendelssohn ließ nicht locker und spielte den ersten Satz von Beethoven, c-moll-Sinfonie. Goethe brumme vor sich hin: „Das bewegt gar nichts, das macht nur Klängen, das ist grandios“ und meinte dann: „Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten das Haus fiele ein, und wenn das nicht nur alle die Menschen zusammen spielen.“

Nach Tisch pflegte Goethe mit Felix zu plaudern, ihm Kupfersteine zu zeigen und zu erklären. Auch lud er wieder Goethe ein, obwohl er nur noch selten Gesellschaft bei sich sah. Man sollte das Spiel von Felix bezaubert, das er mit seinem Lieblingswort als „ganz süßend“ bezeichnete. Dann hat er Schönlagen aus Weimar zusammen und machte, recht die Cour zu machen. Wer von Adele sprach, den brumme er an: „Ich muß erst ordentlich anfangen mit ihm zu sprechen, denn der ist über seine Sache so klar und da muß ich ja vieles von ihm lernen.“ Er fand, Weimar sei eigentlich das Meiste seines jungen Freundes und er könne nicht einsehen, was er da einsehen und an den tables d'hôtes finden sollte.

Felix blieb und hatte es nicht zu bereuen, denn er erlebte einen Tag, an dem Goethe besonders mitteilbar war, über vielerlei sprach, über Stendal, Walter Scott, Ziffan, Rodebe, „über dessen Menschenhaß und Reue sich noch jetzt alle Damen meinen, wenn auch so mancher Herr sich dabei im Kopfe kratzt.“ Dann kam er auf Schiller, über dessen Schaffen er bedeutame Worte fand, zuletzt auf den Herzog. Das führte ihn darauf, wie alles Geistige in Weimar wie in einem Brennpunkt zusammen kam. „O“, rief er aus, „könnte ich nur bald einen vierten Band Leber schreiben; aber man kommt ja nicht dazu vor Volant und Wetterkunde und all dem anderen bummeln Zeug, das einem kein Mensch danken will.“ Mit jugendlichem Feuer beschwor er das Jahr 1775 herauf, erinnernd, noch damals sich alles regte und bewegte: „Ja, da war es wie im Frühling, wo alles drängt und keimt und so mancher Baum noch fast steh, andre schon Blätter haben: Alles das Jahr 1775!“

Dann ließ er sich von dem freudig bewegten jungen Künstler noch einmal seine Lieblingsstücke von Mozart, die Fantasie in c-moll, ein Trio von Babini, ein Capriccio von Weber vorspielen. Anderen Tages gab Goethe ihm einen Vogen des Madonnenkopfes vom Faust mit der Widmung: „Dem liebsten jungen Freunde F. M. v. Kräftig gartem Wehrer der des Pianos zur Erinnerung froher Matage 1830 J. W. v. Goethe.“

Goethe ließ dem Scheidenden durch Ottilie dringend empfehlen, daß er öfters schreiben und seine „liebenswürdig Gegenwart“ erneuern möge. Zuerst in München, dann ein Jahr später in Rom sollte Felix den Mut an Goethe selbst zu schreiben. Mit Humor schilderte das Treiben der jungen deutschen Künstler in Rom, die „mit langen Haaren, übergeschleppten Hemdkragen auf altschönen Hölzer, Trabaspfeifen und Vullenbeisern erscheinen. Der große Meister wegen und Ethos zu lernen schreite sie nicht nach Rom gekommen. Rafael dünkt ihnen schwarz und Tizian bloß ein guter Skolast.“

Dazu bemerkt Goethe, als er mit Erdmann über Felix Brief spricht: „Nebuhr hat recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Die ist schon da, wir find schon mitten drin, denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Fortschrittliche nicht anerkennt.“ Und an Zelter, dem er von dem „allerliebsten ausführlichen Felix“ Mendelssohns erzählt: „Für den ist nun weiter nicht zu sorgen, das schöne Schwimmbad seines Talents wird ihn auch durch die Wogen und Brandungen der zu befürchtenden Barbarei hindurchführen.“ Das Schwimmbad seines Talents! Man sieht, Goethe hat nicht nur an dem unerschöpflichen Klavierspieler mit dem nie verlassenden Gedächtnis Anteil genommen, er hat sich ebenso für Mendelssohn, den Tonbildner interessiert. Mit großer Freude vernahm er, daß Felix auf der italienischen Reise seine „Walburgisnacht“, an der sich Zelter berechtigt verjucht hatte, in Angriff nahm.

Felix blieb seinem Wesen, seiner Kunstausübung treu. Er ließ sich nicht dazu verleiten, Wabrheit im Unberechneten, puffantich Subjektiven zu suchen. Seine Schöpfung blieb im Goethischen Sinne rein und maß. In Paris erzielte ihn die Kunde von Goethes Tod. „Goethes Verlust“, schrieb er an die Eltern, „ist eine Nachtigall die einen wieder lo am macht! Wie anders sieht das Land aus. Es ist lo eine von den Beschaffen, die mit nun dem Namen Paris immer entfallen werden, und deren Einbruch mit durch alle Freundschaft, alles Zaunen und Braufen und das ganze lustige Leben hier nicht verlohren wird.“ Anna Renier



Schulfilm und Kinobesuch

In seiner Untersuchung: „Das Schulfilm außerhalb der Schule“, die Hans Corniolo legt auf Grund einer Umfrage der Schulbibliothek der Stadt Bern und des Lehrervereins Bern Stadt 1938 durchgeführt hat, bezieht er auch das Thema: Schulfilm und Kinobesuch.

Als Endergebnis, auf das wir zum Zweck der Aufklärung, der Vertiefung des Verständnis und der Hilfe am gefährdeten Kinde näher eintreten werden, hat der Verfasser fest, daß der unerlaubte Kinobesuch vieler Schulkinder als Ursache vorliegt. Das zeigt er auch durch die nachfolgenden Aussagen. Er führt aus (Seite 131):

„Dabei legen wir weniger Gewicht auf die von einigen Seiten bemängelten Kindererzählungen mit ungeliebten Filmen von Starfiguren als auf die Feststellung, daß es Kinobesuch ist, der nicht nur entgegen den gesetzlichen Bestimmungen Schüler zulassen, sondern ihnen sogar zu Anwesenheitszwecken freien Eintritt gewährt.“

Der Grund, warum ein Teil unserer Schulkinder das Bedürfnis nach Kinobesuch hat, liegt in einem gewissen Sentimentalismus. Während die Kinobilder noch mit Vorliebe beim Besuch der Schulen Tempel-filme betriebligen, ziehen die Kinder die Weltkriegerfilme vor. Beide Arten von Filmen, obwohl es sich dabei um solche für Kinder handelt, wirken ungünstig auf das kindliche Gemüt. Sie wecken falsche Ideale und ziehen den kindlichen Sinn ab von dem Wert einer schlichten täglichen Pflichterfüllung.

Anders liegt der Fall bei Kulturfilmen, wenn diese den geistigen Horizont des Kindes nicht übersteigen. Von ausgeprägten künstlerischer Wirkung aber für die Erziehung bestimmend sind, die Pantomime wird mit Inhalten belastet, die das kindliche Gemüt völlig zu überfordern können. Es hat weder die sittliche Kraft, sich gegen scharfe Einflüsse zu wehren, noch das entwickelte Urteilsvermögen, wonach es günstige gegen ungünstige Einwirkungen abgrenzen könnte.

Dem kindlichen Sinn ist in der Regel zugänglich, was ihm befreit, was ihm im Augenblick gefällt. Das Moment des Voraussetzens fehlt noch und die Folgen, die ein bestimmtes Verhalten hat, sind ihm nicht erkennbar. Darum bedarf ein Kind der Führung durch seine Erzieher. Diese leisten es trotz ihres eigenen kindlichen Urteilsvermögens und der vernünftigen Einsicht an die zukünftige Lebensplanung, bis es selbst die Fähigkeit hat, sich selbst zu führen. Das Kind ohne erzieherische Führung, das sich von seiner Lust treiben läßt und diese zum Maßstab des Verhaltens macht, ist im Falle des Zauberspiels, ohne Bedenken den Eigenschaften gewohnt und gewohnt, und das Zauberspiel fehlt, ihnen nach täglich Einhalt gebieten zu können. Es zeigen den jungen Menschen immer mehr und mehr in ein geistlich-lebendiges Leben hinein.

Wenn ein Kind sich verbaternterweile in ein Kino einschleift, so sind weder Kinobesitzer noch die Eltern unmittelbar daran beteiligt. Doch kann ihr Verhalten mittelbar die Lust angeleitet und sie damit zu Missetatungen gemacht haben. Wir fragen: Was ist die Verantwortung gewesen? War es der Kinobesuch der Eltern, ihre Kinobegleitung? Waren es die ausgefallenen Eltern? Kommen ältere Kameraden als Beschützer in Frage oder aufreizende Gesellschaften? Wahrscheinlich haben verschiedene Faktoren zusammengewirkt. Auch Frage steht auf jeden Fall, daß es sich um ein erzieherisch nicht kontrolliertes Verhalten handelt. Ganz unbeteiligt ist die Erziehung, wenn solche Dinge möglich sind. Schon die Entziehung des Bedürfnisses kann mit einem Unbefriedigtsein in der häuslichen Atmosphäre zusammenhängen. Nicht selten würde man in solchen Fällen feststellen können, daß es dem Kinde nicht nur an Aufmerksamkeit, sondern auch an mütterlicher Wärme und Geborgenheit fehlt. Ein wirklich geborgenes Kind würde kaum Bedürfnis nach verbottenem Kinobesuch empfinden, normale seelische Befriedigung vorausgesetzt. Die seelische Heimatlosigkeit ist der Boden, auf dem verbotene Freizeiteben besonders gut gedeihen, was alle Eltern stets bedenken sollten. Es liegen ein Verlangen

oder auch eine erzieherische Verantwortungslosigkeit vor, wenn die Atmosphäre nicht den guten Anforderungen für das Kind bietet, den es für sein geistiges Wachstum braucht.

Erzieherisch unerwartetes Verhalten liegt auch dann vor, wenn die Eltern ihr Kind in unangelegene Filme mitnehmen oder ihm Geld geben, damit es diese allein oder mit Kameraden besuchen kann. Sie wissen nicht, was sie tun. Weichheit, Gedanklosigkeit oder die Verblendung durch die Genüßlichkeit führen sie in die Gefahr ihres Kindes, nicht erkennen. In der Regel ist der ungeschickteste Betriebligen eines Bedürfnisses genug finden und diesen im Leben höher bewerten als alles andere, ziehen sie auch ihr Kind auf den gleichen Weg.

Unverantwortliches Verhalten haben wir aber nicht nur auf der Seite der Eltern festzustellen, sondern wir schon bemerkt auch auf derjenigen der Kinobesitzer. Viele nähmen das vorhandene Bedürfnis für ihre eigenen Zwecke aus, indem sie die Kinder an sich zu ziehen versuchen, sehr oft dadurch, daß sie diesen unverschämten freien Eintritt gewähren.

Von dieser Unverantwortlichkeit sprechen folgende Bemerkungen: aus dem im Schulfilm Bern eingesetzten Material.

„... auf jeden Fall wissen die Manager Schieflemperei, wie man die Jugend einwickelt.“

„Der Kino Titoli läßt Kinder ungeniert ein...“

„Viele gehen auch abends. Als gute Bekannte gestalten unsere Kino den Schülern oft freien Eintritt, wenn sie lange genug warten.“

„In fast allen Kinos wird den Schülern vielfach freier Eintritt gewährt.“

„In verbotenen Abendvorstellungen gehen vier (gemeint: vier Kinder), ihnen werden ältere Grafisplätze zu Bekleidungs-Zwecken abgegeben.“ (Zivoli, Epelbidi, Bern.)

Auch wenn die Abgabe von Gratis-Plätzen nicht nach Gesichtsmessungen ausbleibt, so kann dahinter doch die Absicht stehen, die Kinder früh ins Kino zu binden, um sie später um sicherer zu seinen Besuchern zahlen zu dürfen.

Es werden viel Arbeit geleistet, wenn wir uns mit der Feststellung der nichterwünschten Zustände: wie sie bestimmt nicht nur in Bern, sondern auch in anderen Städten vorliegen, begnügen würden. Diese auf einbringlich nach Abhilfe.

Zum Hausangestelltenproblem

Bege und Ausweg.

In Nr. 18 und 26 des Schweizerischen Frauenblattes wurde wieder einmal das Angestelltenproblem aufgeworfen. Etwas Neumann entwickelt den Versuch einer Lösung und schließt einen Weg vor, der auch in unserer Gegend seit langem bestritten wurde und wie wir andererseits in keiner publizierten Lösung der Angestelltennot führte. Der vorgeschlagene Weg ist zu kompliziert und nicht zahlenmäßig nur wenig. Dem Problem näher steht Brigitte von Redenberg in ihren Ausführungen.

Die Hausangestellte ist zurückzuführen auf die ganz andere Lebensgestaltung und Weltanschauung unserer Zeit gegenüber der früheren. Darüber hinaus haben heute noch sehr viele Hausfrauen. Es hätte offene Türen einzuräumen, wollen wir über die Feststellung, die wir täglich machen, einmal mehr schreiben.

Zunächst ist, daß ein großer Teil von Hausangestellten immer noch ohne jegliche berufliche Vorbildung in einer Stelle kommt, ferner, daß es Hausfrauen gibt, die immer auf lange Zeit eine gute Angestellte haben und nach deren Weggehen wieder eine gute Wahl treffen.

Zunächst ist ferner, daß immer noch die Meinung besteht und zwar in namhafter, bedeutenden Kreisen, Hausarbeiten brauche nicht gelernt zu werden und daß dieser Arbeit vorab die Inhabenden, die irgendwie „Beschäftigten“ zugeführt werden können. Die Hausfrau ist ja froh, auch ein derartiges Mädchen zu nehmen, wenn sich kein anderes findet.

Die Vögele sind heute ungerecht verteilt. Die jungen, beruflich ganz unerfahrenen Mädchen verlangen nach den Vögele und Hausfrauen, welche auf Hausangestellte angewiesen ist, muß sie beschaffen, auch wenn sie es kaum kann (hierher gehört auch das Kapitel „Stattenerken“).

Zur einigermaßen erfolgreichen Lösung des Hausangestelltenproblems gibt es heute folgende Wege: Anpassung der beruflichen Ausbildung an diejenige anderer Berufstätige, vorab Förderung und Ausbau der Haushaltslehre, Vorbildliche Haltung als Arbeit-

In Anbetracht der Tatsache, daß die Freizeit der Kinder ein Gebiet ist, das die Eltern, die Schule und die Dienststellen etwas angeht, sind die zu ergreifenden Maßnahmen dreifacher Art. Es geht um die, die von den Eltern, solche, die von der Schule und solche, die von der Gemeinde oder dem Staat ausgehen. Alle sollen sich gegenseitig unterstützen.

Von der Schule ist zu erwarten, daß mit unermüdlichem Ernst die sittlich erzieherische Tendenz gepflegt wird, daß durch Aufführung des Unterweisungsvormögens zwischen einem guten und einem nicht empfehlenswerten Weg gebildet wird, daß durch eigenes verantwortliche Handeln, wie der Schulfilm sie veranschaulicht, dafür gesorgt wird, daß die Kinder nicht nur vorbildhaft, sondern auch selbständig eine Betriedigung erfahren.

Das Elternhaus ist in erster Linie dazu bestimmt und auch in der Lage, in den Kindern den Sinn für seltliche Lebensfreude zu wecken. Wie schon angedeutet geht die beste Wirkung weniger von Worten als von einem Mitleid aus, das Geborgenheit, Halt und Betriedigung verschafft. Um ein solches Mitleid aber schaffen zu können, müssen die Eltern Menschen mit seltlicher Verantwortung und selbst nicht dem Genuß ergeben sein. Um zu wecken, was als Eltern nicht leisten können, muß es doch nicht sein, sich selbst zu erziehen. Wir sind uns bewußt, daß wir damit eine Forderung aufstellen, die in vielen Fällen ein nicht zu verwirklichendes Ideal bleiben wird. Und doch muß es klar ins Auge gefasst werden.

Vom Gemeinwesen ist strengere Überwachung der Kinos zu verlangen. Gehe nicht nur erlassen werden, sie wollen auch befolgt sein. Und dafür hat der Staat unbedingt zu sorgen, wenn Recht Recht sein und bleiben soll. Wenn nicht, sind die Strafverordnungen bei Verstößen zu verhängen. Es muß dem Staat an der Einhaltung des Gesetzes, daß Kinder vom Kinobesuch ferngehalten werden, etwas gelegen sein. Denn sind nicht die Kinder die künftigen Bürger, die sein Schicksal bestimmen? Er ist der Zukunft des Volkes schuldig, für Wohlergehen zu sorgen. Dieses wird vorbereitet durch Erziehung der Kinder zu lebens-, arbeits- und gemeinschaftstüchtigen Menschen.

Wenn verschiedene Faktoren bei der Abhilfe zusammenwirken müssen und der Einzelne nicht viel leisten kann, so darf er es doch nicht an dem wenigsten, das ihm möglich ist, fehlen lassen. Er ist auf Hoffnung und das Gedeihen ist nicht mehr eine Sache der Zufälle.

Dr. C. Bern

Revision der NSB?

Die Schlussphase der Commercialisation des Nationalrates hat einige überraschende Abstimmungsresultate gebracht. Trotz der bestimmten Ablehnung durch den Vorsteher des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements nahm der Nationalrat mit deutlichem Mehr zwei Votanten und eine Motion an, die eine Revision der AHV bezweckt. Den Kreis der für den Revisionenberechtigten möchte man während der Ubergangszeit erweitern sehen. Es sind die alten Spärer und Rentner, wie auch die Witfrauen, die eine etwas großzügigere Behandlung erfahren sollten. Die Revisioner erwarten, sich über die Zustimmung im Volk und die tatsächlichen Fakten der AHV besser unterrichten, als der Bundesrat, der sich darauf beschränkte, den Standpunkt des Bundesamtes für Sozialversicherung zu vertreten. Die überwältigende Zustimmung zum großen Sozialwerk der AHV hatte dem Volk nicht den Sinn, daß das Gesetz nun für alle Zeiten tabu — ein Nicht-mehr-nicht-an — bleiben sollte; mancher hätte gerne oder jene Bestimmungen lieber anders gefast gesehen, oder es ging vorerst einmal darum, unter Bräutigamstellung von Bundesrat die Revisioner ermahnen zu lassen. Es ist alte Schweizer Art, beim Bau von etwas Neuem nicht zu übermühen; vor einer gewissen „Größigkeit“ steht bei uns die Solidarität, und man kann nicht sagen, daß unser Land schlecht gefahren sei damit. Zu jenen konventionellen Grundgedanken hat sich aber noch immer auch die Bereitschaft geellt, Gehaltsfragen zu verberieren, wenn die Erhöhungen es als erwünscht erweisen können. Eine Revision einzelner Bestimmungen der AHV bedeutet in keiner Weise eine „Abkürzung“ des vor zwei Jahren angenommenen Gesetzeswertes; es manifestiert sich darin lediglich die gelinde fortgeschrittene Entwicklung auf Erreichem mit Bedacht und Umsicht weiterzubauen.

Bereinigung des Schutzes des Mittelstandes

Der grüne Garten

Weder die rote Kappigkeit der Rosen noch der süß duftende Naxmin verschanden uns den Sommer in seinem ganzen vornehmlichen Reichtum. Erst wenn wir ein Blatt aus der Buchenhecke zwischen den Fingern zerreiben, kräutert uns in seinem Duft so richtig die ganze herbe Güte eines warmen Sommerlages entgegen. Erst wenn wir an einem lauen Abend durch gemächte Weiden gehen, über denen sich und schmer der Atem des frischen Heues liegt, wissen wir etwas vom Weiden des Sommers. Und auch dann gibt die Natur sich nicht ganz wie in der Reife des Sommers. Sommer behält sie auf dem Grund ihrer Seele etwas zurück, das niemand kennt. Denn der Sommer ist unerschöpflich reich. Wenn man ihn malen möchte, wie man den Winter weiß malt, den Herbst bunt und den Frühling von einem zarten, blauen Rosa, so gäbe es keine andere Farbe für ihn als Grün. Grün in allen Tönen, in jeder Schattierung und von jedem Glanz. Alle anderen Farben; das zarte Glänzen der Zimmerblüte, das feste Rot der Salvia, das tröstliche Blau des Rittersporus, ja sogar der wolkenweiche graue Himmel an schmalen Gimmertagen haben nur den einen Zweck, das Grün des Sommers hervorzuheben aus allen vergangenen und kommenden Jahreszeiten. — Denn der Sommer ist grün — von einem herrlich bunten Grün wie das die Natur es hervorzuzaubern kann. Denn wollte eine Frau sich in so verchiedenen schillernden Grün kleiden — es wäre sprechender Witz. Nur in der Natur vertragen sich die Farben so gut nebeneinander, ohne daß eine der anderen wehe tut. — Wenn man im Gras liegt unter dem großen Apfelbaum, entdeckt man im kleinen Garten Dinge, die man in der großen Welt nicht beachtet hat. Da tragen plüschig die Gräser verchiedene Tönungen: vom dunklen Grün der Stiele sehen sich die Rippen jaht ab. Und die kleinen Kleeflächer sind von einem ganz anderen, bläulichen Grün. Wenn sie aber größer werden, entdeckt man an ihrem Rand ein feines, zartes rotes Jäcklein wie eine zierliche, gebälte Spitze. Auch der Napfbaum ist grün. Aber es ist eine kalte, warme Farbe, die viel Licht durchläßt, während die tiefen Wälder der Kalktunen die Sonne gleichsam in ihren breiten Schatten aufnehmen. Later der mit blauem Silber behaarten Tanne baucht sich stierlich

Dr. A. Wander

Dr. C. Bern



hat sich aber später mit dem Adjunkten ganz gut freundschaftlich, trotzdem in der ersten Zeit eine störende Redensart bei ihm war: „Für fremde Leute seine Kinder erziehen, das sollte mir.“

Schmittrantsel's Hochzeit war noch ein böser Tag für den kleinen, ein Tag, den er in allen Ausdrücken, die ihm zu Gebote standen, verfluchte. Dann ging es aber besser, als er dachte.

Schmittrantsel kam oft von Weimar herauf, allein und mit dem Wanne, und das waren allemal Schilfage. Schmittrantsel, die manchmal überaus artig geworden war, nachdem sich, wenn sie zu Besuch war, wie die gute Stube selbst und der Adjunkt war wie ein Sohn. „So ein großer fix und fertiger Sohn ist mir mit einmal ins Haus gekommen“, jagte der Vater einmal schlawur Mutter — als hätte er etwas ganz besonders Ueberzählendes ausfindig gemacht.

Försters waren glückliche Leute und galten auch dafür.

Mädchen wissen, wenn da oben im Köbchen ruppiges Woll gefasst hätte, oder eine einmale alle Weltsträußler mit einer schmuckigen Feder, ob das das Köbchen so einen Zulauf gehabt hätte, wie zur Zeit, als das Glas und das Behagen selbst dort wohnte; als da oben nicht geknappt und gepart wurde, als sie da oben nach Wannen jogten und der Garten in einem Fior stand, daß man feinesgleichen hätte finden können. In dem Garten, in den stillen ländlichen Gauden, da lagen des Nachmittags die alten Damen beim Kaffe und die unerschütterlichen unter ihnen machten ihr Partikeln miteinander. — Wie der Fior im Köbchen düstete und die sarten Verbernen

und die Büffel Keleda, die am Wege hin wuschelten, das findet man nirgends mehr so, und die alten Damen wurden von Anna, die im Saule Ludwigsdoppel hieß, so verständlich und brav bedient, daß sie alles Lobes voll waren. Frau von Goethe, als Frau Geheimrätin von Goethe und auch als Panielle Pulvis ging gar zu gern hinauf ins Köbchen, und die Schopenhauer und Uebe. Auch dem Arthur Schopenhauer hatte es das Köbchen angehen, er spielte mit Vorliebe, wie mit das Patsmädchen, die Kiste in ihren alten Tagen ersicht hat, auf der großen aufsteigenden Welle umher, die sich neben dem Köbchen, von Tannen umwürt, bis zu den vollstimmigen Ruden des Etersberges hinauigelte und von der aus man einen wunderhübschen Bild auf Weimar hat; aber der Arthur Schopenhauer lehrte auch mit Vorliebe bei Försters ein und man wette ihm ein wenig mit Walters Ludwigsdoppel, von der er gelangt haben soll, daß sie das einzige vernünftige Frauenzimmer in ganz Weimar sei.

Für das junge Volk und die lebhaftesten Gemüter fanden Wänte und Fische außerhalb des Wannengetens unter einer hohen Tanne, die mächtig angewachsen und die trakte Dorfliche des verzeigten Dörflings Koda war, wie man erzählte.

Wenn diese Tanne im Köbchen blühte, dann gab's ein Ziel für jung und alt.

Unter der Tanne war seit unendlichen Zeiten schon der Boden gebielet und manches Zungen hat der alte Baum, der nun längst gefallen ist, mit angelehen. Zur Lindenblütenzeit tanzen unter den Blüten die Menschen und oben zwischen den Blüten die

Wienen und die Vögel fliegen ein und aus und die Fiedeln klangen, das es eine Luft war.

Die Wänte, zu denen die schmalen Wege durch die Wänte und die überhängenden Beerenkräuter führten, waren eben nur für die alten, vorächtigen Damen, wenn die aber abends nach Hause gegangen waren, da nisteten sich allerlei tolle Vögel dort ein, die die Abendstille nicht scheuten, wie es die alten Damen taten.

Manchmal hatten die Försterin und die Tochter wirklich alle Hände voll zu tun, da war kein Fiedeln unbehagt.

Und wenn abends der Förster heimkam, rief es ihn von allen Vänten entgegen: „Froß, Herr Förster, und hie und da machte man ihm Platz und er legte sich mit dem vernünftigen Gefühl von der Welt.“ Das hatte er gern, so einen Empfang, und die Güte hatten alle den Nierenmenschen gern. Niemand hatte etwas gegen ihn, und das wußte er, das war sein Glück.

Es war ein prächtiger Kie der Förster, und sah er sich ein gut Stück über die Fünftig hinaus war, so frisch und mächtig aus wie ein Stück Jodwald; er war so ein rechter Fortzeile und unangereizt.

Wenn er etwas sagen wollte, rief er zuvor den Mund hoch auf, daß seine großen Zähne glänzten, und schaute sich die Leute vernünftig an und dann schnappte er wieder zu und fing zu sprechen an. Wenn ihn sah, der wurde guter Laune.

Nur nachmittags, nach dem Schlafen, war ihm eine Weile nicht zu trauen.

Die alte Madame Kummerfelden, die ihrer Zeit in Weimar, Leipzig und Hamburg eine recht angehende Schauspielerin gewesen war und jetzt auf ihre alten Tage unter in Weimar eine Wähdulle gegürtet hatte, die sie in ihrem Fior und Achtung hand und die sie in ihrem eigenen kleinen Hause abhielt, das „an Entengang“ hieß, weil es an einer Schiene des Kottenboches lag, bis zu der Unten von der Kottenboche die Kisten ausdehnen konnten. — Die alte Madame Kummerfelden die oft wenn sie freien in ihrer Wähdulle gegeben hatte, bei Försters aber gelangend lagte, sagte, wenn sie ihrem großen Freund, dem Förster, nach seinem Schließen in den Weg lie: „Da geht er unter wie ein billender Löwe und lüchelt, welchen er verdinge.“

So war es auch, er bahnete dann mit aller Macht an und judte Streit, und der ihm saure irgend hantert der ging ihm dann aus dem Wege.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. A. Wander

Dr. C. Bern

Spriid

Wenn im Unendlichen dieselbe sich wiederholen ewig fließt, Das taubenstille Gewölbe Sich trüblig einander schließt, Ström' Lebensluft aus allen Dingen, Dem Leinigen wie dem größten Stein: Und alles Drängen, alles Ringen, Mit ewige Luft in Gott dem Herrn.

6 eithe aus Jahne Teinich

Gegen die dritte Schnapswelle

Hotel Augustinerhof
 St. Peterstrasse 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22
 Zentrale Lage
 Ruhiges, angenehmes Haus
 Behagliche Räume
 Gepflegte Küche
 Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Erfolg der Tanzabende im „Karl“

Vom dem 41. Jahresbericht des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften für 1948, erstattet von Präsidentin Marie Hirzel, Präsidentin des Vermittlungsrates.

„Als erstes dürfen wir voller Freude berichten, daß die Tanz- und Unterhaltungsabende für Jugendliche im Alter von 18 bis 25 Jahren, welche wir vom 21. Februar bis 29. Mai und vom 2. Oktober bis 12. Dezember 1948 in unserem Restaurant zu Karl dem Großen durchführten, bei der Jugend Zürich immer weiter großen Anklang finden und sehr gut besucht werden. Anfänglich erschienen zwar viele Neugierige, um sich das „neue Dancings“ anzusehen, aber nach und nach wurden sie zu Stammgästen und genossen mit heiterem Sinn diese paar frohen Stunden in fröhlichem Kreise. Leider hat der Saal nur 120—130 Plätze, so daß mehr als die Hälfte der Begehrten abgewiesen werden muß. Die Veranstaltungen selbst verliefen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, immer harmonisch.“

Nach wie vor leidet die Vereinigung Ferien und Freizeit für Jugendliche in vorbildlicher Weise diese Anlässe. Die Darbietungen sind überaus reichhaltig und tragen viel zum Gelingen bei; sie werden teilweise vom Spielzug der WFF, vielfach aber von begeisterten Künstlern bestritten.

Bei 45 Veranstaltungen zählten wir 6341 Besucher; pro Galt wurde zu Fr. 1.15 konsumiert. Die Eintrittspreise sind bescheiden und betragen heute Fr. 1.10 pro Person.

In der Schweizer Presse und weit über unsere Lan-

desgrenzen hinaus hat dieses alkoholfreie Dancing in seiner lauberen und gepflegten Atmosphäre und mit seinen niedrigen Preisen ein lautes Echo ausgelöst und viele andere Städte wollen diese Idee aufgreifen. In Basel ist dies schon mit Erfolg geschehen. Wir können uns unsern „Karl“ ohne diese schöne Aufgabe nicht mehr vorstellen und danken unsern dortigen Vorsetzerinnen von Herzen, die mit viel Verständnis die große Mühe auf sich genommen haben, der Jugend zu dienen. Auch der WFF gebührt unsere herzliche Anerkennung und unser Dank für ihre Mühen. Der Erfolg dieser Tanz- und Unterhaltungsabende hat angehalten und belächelt stets aufs neue, wie groß das Bedürfnis der Jugend nach guter sozialer Unterhaltung ist. Wir freuen uns über den Ausdruck von Willems im Nebelhalter: „Man lasse also die Jugend tanzen, aber man entschuldige ihr den Tanzraum.“

Aus dieser erprobten Zusammenarbeit mit der WFF scheint eine neue Aufgabe herauszuwachsen, die Schaffung eines Jugendhauses in Zürich. Ein solches Zentrum, das die Jugendlichen angeht und den Eltern Vertrauen einflößt, ist eine dringende Notwendigkeit. Es möchte zum Sockel werden gegen andere nicht würdige Vergnügungsmöglichkeiten und zugleich durch schöne Freizeitverrichtungen, Musik-Spiel und Geselligkeit den Jugendlichen Weiterbildung, Unterhaltung und frohe Geselligkeit bieten. Ein Kreis von Freunden der Jugend soll dafür gewonnen werden, unser Verein will sich auch dafür einlehen, und so hoffen wir zuversichtlich auf die Verwirklichung dieser schönen so notwendigen Aufgabe.“

Das Haus meines Onkels, Roman von Peter Kaminert, bei Benziger & Co. Erlenbach, Zürich, 82 S. 25.

Es ist die — noch etwas jugendlich gefaltete Geschichte einer Jugendliebe. Eine Familiengeschichte mit Bruderzwist, ehrgeliebter, herrschgieriger Tante, nicht sehr charaktervoller Cousine und viel fröhlichem Einschlag. Was einen daran freut, ist die Sauberkeit und Integrität der Gestaltung. Der Pfleger eines guten Stils wird der junge Schriftsteller noch mehr schätzbar machen können müssen.

Das Tal von Gsamorgan, von Michael Gareth Vleweg, im Diana Verlag, Zürich, Preis 15.50.

Eine alte Liebesgeschichte aus Wales, der das berühmte walisische Liedespiel seine Entstehung verdankt. Die Romanität einer einsigartigen Landschaft, fischelnder, tief im Valle verurteilter Traditionen, Auflehnung gegen anmaßende, den einfachen Farmer ausübende, krasse Großgrundbesitzer und der Jäuber einer zarten, selbstlosen Liebe, welche der Spekulation, der Herrschsüchte und gesellschaftlichen Bourgeois ihrer Umgebung geopfert wird, werden in einer für heutige Begriffe selten poetischen, lyrischen und lauberen Art so geschildert, daß man eigentlich betört ist, wenn das Buch zu Ende gelesen ist.

Der eigentliche Roman um „Das Liebeslied“, ist eingeleitet durch eine Rahmenhandlung, in der eben ein erlittener Gesundheitsfortschritt und Nachfolge der Selben die alten Manuskripte aufhört und dabei die Frau seines Bräutigams findet. Der Roman ist der Erklärung zufolge fiktionaler Natur, die man mit ihm aus dem Ganzen lösen kann. Die Uebersetzung scheint uns nicht immer sehr fließend zu sein.

ein kleiner, japanischer Uhorn. Die zartgegliederten Blätter haben wie Händchen nach dem Licht, und wenn sie es ergreifen, verwandelt es sich in ein ruhig wärmendes Rot, mit dem sich die grüne Pflanze wie mit einem leichten Ueberwurf bedeckt, so daß die ursprüngliche Farbe nur noch verhalten durchschimmeret. An der Wurzel schließen sich die widerlichen Nebenblätter in fröhlich grüner Unbekümmertheit und ihre glänzenden Blattspitzen werfen das Licht vielfach zurück. Daneben scheint der Reihengrüner dicker und schwärzer. In den windbewegten bräunlichen Apfelsäulen lagern die kleinen runden Früchte noch so richtig bühnenhaft grün und übermäßig. Erwartungsvoll blinzeln sie in die Sonne.

Die Grüne des Gartens bei all ihrem bunten Glanz ist von wohlthuender Gelassenheit und Stille erfüllt. Begleitend und mildern umfängt sie den Ruheliebenden und lehrt ihn schauen, lehrt ihn erkennen, weh! beglückende Vielfalt ihre Einheit umschließt.
 Cl. H. m.

Bäuerinnenhilfe

Vermittlung von Finanz- und Haushalthilfen

Zwei Komitee haben uns im Herbst des Berichtsjahres veranlaßt, in Zusammenarbeit mit den kantonalen Landwirtschaftsvereinigungen eine Vermittlung von Bäuerinnenhilfen für kurzfristige Ausfälle zu organisieren. Einerseits werden im Herbst immer eine Anzahl Bäuerinnen im elterlichen Betrieb frei und könnten gut für einige Wochen oder Monate eine Beschäftigung auswärts annehmen, nicht zuletzt auch, um ein paar Franken zu verdienen. Ohne gute Vermittlung in Bauernbetriebe werden sie sofort von nicht dauerlichen Arbeitgebern angestellt. Andererseits haben wir im Bauernland Arbeitskräftemangel. Gewiß, in erster Linie im Sommer, in der freizügigen Zeit. Aber wenn niemand gefunden werden kann und deswegen so manches im Haus für den Winter liegen bleiben muß, sind die Bäuerinnen froh, wenn ihnen dann eine Hilfe anzustellen, wenn eine solche zu finden ist.

Im Rahmen dieser Vermittlung konnten im Laufe des Winters vom Sekretariat des SW 36 Tücher placiert werden. Die Anstellungsbedingungen wurden von Arbeitgeber und Arbeitnehmer direkt geregelt. Der Taglohn schwankte neben freier Station zwischen 3 und 6 Franken. Ueber 5 Franken wurden dort bezahlt, wo die Tochter in Abwesenheit der Bäuerin den Haushalt selbstständig führen mußte. Geringe Anträge konnten von uns nicht berücksichtigt werden, weil der Arbeitgeber keinen oder nur einen geringen Barlohn ausrichten konnte und der Schweizerische Landwirtschaftsverband über keinen Hilfsfonds verfügt. Die Tücher andererseits auf einen Barlohn angewiesen waren. Solche Arbeitgeberinnen wurden auf geeignete Hilfsinstitutionen aufmerksam gemacht.

(Aus dem Jahresbericht des Schweizerischen Landwirtschaftsverbandes.)

Eine Haushaltungsschule auf neuer Grundlage

Es stehen uns immer weniger Haushaltungsbildungsstätten für den privaten Haushalt im Internat zur Verfügung und doch füllen sie eine wichtige Lücke im Bildungsengang des Mädchens aus. Umso anerkennenswerter ist es, daß die in ihrer Art einzig dastehende Haushaltungsschule „Kreuz“, Seeroggenbüschli, hat sich ebenfalls angeschlossen, eine Umstellung in ih-

rem Lehrgang vorgenommen hat. Sie paßt sich den Ansprüchen der Neuzeit an und führt von Herbst dieses Jahres hinweg neben dem sechsmonatigen Kurs einen dreimonatigen durch. Dieser hat zum Ziel, durch den entsprechenden Unterricht die jungen Mädchen auf methodisch richtige Art zu praktischen Arbeiten anzuleiten und sie zu einer freudigen, sinnvollen, auf christlicher Grundlage stehenden Lebensführung heranzubilden. Der Unterricht, der den Forderungen des Schulplanes für den hauswirtschaftlichen Fortbildungsunterricht angepaßt wurde, soll der eigenen oder fremden Haushaltungsführung dienen.

Der Kurs dürfte, wie dies zum Beispiel bei der Haushalthilfe der Fall ist, von einzelnen Gemeinden und Kantonen als teilweiser oder ganzer Ersatz des hauswirtschaftlichen Fortbildungsunterrichtes anerkannt werden.

Der schon lange bestehende sechsmonatige Kurs wurde entsprechend erneuert. Er sieht eine Reihe neuer Fächer vor. Für angehende Sozialarbeiterinnen, Pflegerinnen oder Mitarbeiterinnen im alkoholfreien Gastgewerbe und Gemeindehaus bietet sich Gelegenheit, Praktika im Spital, bei der Mütterberatungsstelle, im Kindergarten und im alkoholfreien Welt- und Gemeindehaus zu absolvieren.

Reihe Kurse, welche ein Kursgeld von Fr. 360.— bzw. Fr. 600.— vorziehen, sind aber auch als gute Allgemeinbildung zu werten. Weitere Auskünfte über die willkommenen Bildungsstätte gibt die Berufsberatung gerne.
 R. N.

Strinberg-Review, aus dem Schwedischen Uebersetzungen von Charlotte Nilius. Kaiser Verlag, Zürich, Fr. 8.50.

Es ist eine Sammlung von Ausdrücken und Ausschnitten aus Strinbergs Wert und Leben, die zu einem 100. Geburtstag herausgegeben sind. E. T. C. Jofas sagt in seiner Einleitung, daß wir vielleicht zwei Weltkriege brauchen, um Strinberg verstehen zu lernen. Nebenfalls finden sich in den ausgewählten Ausschnitten viele, die uns sicher heute näher treffen, als dies noch vor 30 Jahren möglich gewesen wäre.

Neueste Schweiz, im Kaiser Verlag, Zürich, Preis Fr. 18.50.

Josef Reinhard hat die von seiner tiefen Liebe zur Heimat zugehende Einleitung geschrieben. Dr. E. Rüchli die kurzen Begleittexte zu den 48 farbigen Landschaftsbildern. Diese sind eine schöne Sammlung der schönsten und bekanntesten Punkte der Schweiz und dürften manchem Auslandschweizer, manchem ausländischen Touristen ein schönes und bleibendes Andenken an unser Land bedeuten.

derzeit kirchliche Leben lebte hat, beziffert in einem Reisebericht die Zahl der Kirchen in Rußland mit 34 000, die der Geistlichen mit 32 000. „Nach kirchlichen Zahlen des Kampfes und der Auseinandersetzung“, so berichtet er, „ist eine ruhige, stetige Aufwärtsentwicklung zu verzeichnen, die dem kirchlichen Charakter der Welt Rußlands entspricht. Sollten die russisch-orthodoxen Kirchen neben einem etwas kargen Altar zu einer zeitnahen Verwirklichung sich lebendig entwickeln (das Verlangen nach einem solchen wird ja im Innern der Baptistenvereine deutlich), so wird man ohne den Kreis der Jugend gewinnen, die heute infolge ihrer Schulziehung auf diesem Gebiet noch unwillig, aber nicht feindlich ist. Im übrigen lebt jede Kirche nicht von weltlicher Protection, sondern von der Glaubenskraft und dem Befehle mit ihrer Mitglieder. Daß es daran auf schwierigen Zeiten nicht gefehlt hat, davon überzeugen wir uns auf unserer Reise.“



Neueste Schweiz, im Kaiser Verlag, Zürich, Preis Fr. 18.50.

Josef Reinhard hat die von seiner tiefen Liebe zur Heimat zugehende Einleitung geschrieben. Dr. E. Rüchli die kurzen Begleittexte zu den 48 farbigen Landschaftsbildern. Diese sind eine schöne Sammlung der schönsten und bekanntesten Punkte der Schweiz und dürften manchem Auslandschweizer, manchem ausländischen Touristen ein schönes und bleibendes Andenken an unser Land bedeuten.

SCHAFFHAUSER WOLLE

J. Leutert
 Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
 Zürich 1
 Schützengasse 7
 Telefon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
 Telefon 27 48 88

zum Kochen Backen Würzen Braten

die guten **Helvetia** Produkte

NOVO-Puddingpulver
 mit Vitamin B1 u. C
 60 Rp. per Beutel

Giger-Kaffee
 ist
Qualitäts-Kaffee

HANS GIGER & CO.
 BERN
 Lebensmittel-Großimport
 Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Ernst
 „Guets Brot“
 „Feini Guetzli“

Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
 Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
 Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
 Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
 Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Werbstehändige Möbel

MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRE WOHNUMG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG

MEER
 ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
 MEER + CIE AG. BERN

Ein Licht ERHELT DIE WELT

Helvetia
 HELFT DEM INTERNATIONALEN KOMITEE VOM ROTEN KREUZ

Der heimelige **Teerbaum**
 Marktgasse 19
Gipfelmühle
 W. BERTSCH, SOHN
 ZÜRICH

Tapeten A.G.
 REPARATURSTOFFE
 ZÜRICH, Fraumünstersstr. 8, Tel. 25 37 30

Inserieren bringt Erfolg!